Deutsche

Dichterinnen und Schriftstellerinnen

in

Böhmen, Mähren und Schlesien.

Ein Beitrag zur
Geschichte der deutschen Dichtung
in Oesterreich-Ungarn

von

Karl Schrattenthal.

Brünn, 1885.
Druck und Verlag von Friedr. Irrgang.

Deutsche
Dichterinnen und Schriftstellerinnen
in
Böhmen, Mähren und Schlesien.

Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Dichtung
in Oesterreich-Ungarn,

von

Karl Schrattenthal.

86

Brünn, 1885.
Druck und Verlag von Friedr. Irrgang.

Namens-Verzeichnis.

Mähren:

Schlesien:

Unter den Frauen, die im Laufe der Jahrhunderte und besonders seit der glorreichen Weimar-Epoche ihr geistiges Scherflein zur Bereicherung und Entfaltung der deutschen Literatur beigetragen, finden wir auch solche, deren Wiege in einem der Länder Böhmen, Mähren oder Schlesien gestanden, oder die durch das Ineinandergreifen der verschiedensten Umstände und Lebensverhältnisse hier ihre zweite Heimat gefunden. Dieser Frauen will ich in meinen bescheidenen Aufzeichnungen durch kurze Schilderungen ihrer äußeren Lebensverhältnisse sowohl, als auch durch die Beleuchtung ihrer literarischen Thätigkeit gedenken, wie es mir eben an der Hand leider oft sehr dürftiger Daten möglich ist.

Es kann natürlich nicht meine Aufgabe sein, mich hier über die scheinbar noch nicht gelöste Frage eines Breiteren zu ergehen: ob die Frauen zum Schriftstellern berufen seien oder nicht. Der in die Literaturen der Franzosen, Engländer und Deutschen Eingeweihte wird wissen, daſs insonderheit bei diesen drei Völkern das von Frauen herrührende Schriftthum einen nicht zu unterschätzenden Factor des geistigen Lebens bildet; er wird beurtheilen können, was die Frauenwelt von Christina da Pizzano bis auf George Sand, von Juliane Berners bis auf George Elliot, von der Mutter Ava oder der Nonne Hroswitha bis auf Betty Paoli leistete;

er wird sich ein klares Urtheil auch über die Betheiligung der Frauen anderer Völker an diesem Geister-Concerte bilden und wissen, inwieweit die schriftstellerische oder dichterische Thätigkeit der italienischen Frauen von Gaja da Camino bis auf Eugenia Fortis berechtigt war und ob den Erzählerinnen des skandinavischen Nordens Emilie Flygare Carlén, Friederike Bremer und Sophie Schwarz nicht auch ein Plätzchen gebühre in der Literatur ihres Vaterlandes. Der Eingeweihte weiß, daſs der Kampf, der auch in neuester Zeit noch gegen das weibliche Schriftthum geführt wird, „nichts Neues unter der Sonne“, vielmehr eine mit philosophischem Firlefanz aufgeputzte Wiederkehr des bereits Dagewesenen ist und er denkt schließlich mit Petrarka:

„Man scheinet, mehr als And're, die zu neiden,
Die durch der eig'nen Flügel Kraft gehoben,
Aus dem gemeinen Käfig Aller scheiden!“ — —

Die poetische Thätigkeit der ersten deutschen Dichterin der früher genannten Länder fällt in reichbewegte Zeit. Der gewaltige Weckruf Luther's an das deutsche Volk war nicht ungehört verhallt; er brauste dahin von Gau zu Gau, von Land zu Land, weit hinaus über die Grenzen des Reiches. Religiöse und kirchliche Fragen waren in den Vordergrund getreten und auf dem Gebiete der Poesie war es nur das geistliche Lied, das sich einer beachtenswerten Pflege erfreute und auch unverwelkliche Blüthen trieb. Die anderen Zweige deutscher Dichtung zitterten fruchtleer in dem gewaltigen Sturme religiöser Kämpfe und Aufregungen, der durch die Lande brauste. An der allgemeinen Bewegung der Geister betheiligten sich bald auch die Vertreterinnen des zarten Geschlechtes in Rede, in Schrift und That. Daſs gerade die Frauen mit bewunderungswürdiger Ausdauer an der Seite des großen Reformators kämpften, davon zeugen die Blätter

der Geschichte und dass er ihre Wirksamkeit nicht unterschätzte, thun seine Worte kund: „Wenn die Weiber die Lehre des Evangelii annehmen, so sind sie viel stärker und steifer darüber denn Männer“. Frauen, welche Disputationen hielten, waren keine Seltenheit und unter ihnen muss eben hier Katharina Junker aus Eger (um 1542) erwähnt werden, die sich auch als geistliche Liederdichterin hervorthat und ihre religiösen Ueberzeugungen im Interesse der reformatorischen Bewegung gegen manch einen Theologen mit Meisterschaft vertheidigte.

In bewegter Zeit ein vereinzelter Fall. Die deutschen Frauen der drei Länder treten mit literarischen Erzeugnissen erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf, um mit, wenn auch nicht hervorragenden dichterischen Gaben theilzunehmen an der Pflege der Poesie eines Volkes, dem sie angehörten durch Geburt oder Erziehung, oder, was in den meisten Fällen dasselbe bedeutet: durch die Gesinnung. In diesem großen Zeitraume aber lebte eine Frau, die zwar kein Kind Böhmens, doch den größten Theil ihres Lebens in dieser ihrer zweiten Heimat zubrachte und auch in Prag, wo sie am 23. November 1612 starb, zur letzten Ruhe bestattet wurde. Dies war Frau Elisabeth Johanna Leon, geb. Weston. Sie erblickte am 2. November 1582 zu London das Licht der Welt, kam frühzeitig nach Böhmen und lebte, nachdem ihr der Vater gestorben war, mit ihrer Mutter zu Brüx in Armuth. Später heiratete sie den Hofagenten Johann Leon, an dessen Seite sie bis zu ihrem Tode in Prag lebte. Sie war eine Gelehrte, die sich auch als Naturforscherin hervorthat. Ihrer schriftstellerischen Thätigkeit stand eine große Sprachkenntnis zu Gebote, denn sie vermochte ebenso gut in deutscher und französischer, wie in tschechischer Sprache zu schreiben. Ihre Gedichte aber

sind alle lateinisch und erschienen mit ihren zahlreichen Briefen 1602 in Prag und 1723 in Frankfurt a. M. unter dem Titel „Parthenon Elisabeth Westonie“.

Es ist männiglich bekannt, dass in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts trotz der unseligen politischen Verhältnisse, trotz der Kriege, welche dem ohnehin schon genugsam zerrütteten deutschen Reiche neue Wunden schlugen, trotz der allgewaltigen Herrschaft fremden Wesens und fremder Sprachen, ein Emporblühen deutschen Literaturlebens erfolgte, das dann durch bedeutende dichterische Thaten großer Männer gekrönt werden sollte. Es regte sich allüberall und der fruchtbare Boden des wiedererwachten Nationalbewusstsein war das Feld, auf dem man nicht ohne gegründete Hoffnung baute. Und so sehen wir denn auch immer mehr und mehr Frauen nach der Krone des Dichterruhms ringen und das deutsche Volk Böhmens, Mährens und Schlesiens bleibt nicht thatlos — auch seine Töchter gesellen sich in größerer Zahl zu ihren deutschen Schwestern in Apoll.

Die erste hier zu nennende Dichterin ist Frau Anna Sagar, die, eine Tochter des königlich böhmischen Statthalterei-Registrators Rodoschny, am 24. Juli 1727 geboren wurde, nach dem Jahre 1778 starb und uns als die älteste deutsche epische Dichterin jener Zeit bekannt ist. Ihre wenigen Werke selbst haben ihr freilich den Lorbeer der Unsterblichkeit nicht zu erwerben vermocht, weil sie eben zu unbedeutend waren. Ueber ihre Lebensverhältnisse wissen wir, dass der Tod ihres Vaters sie in Armuth stürzte und sie daher gezwungen war, in Wien Dienste zu nehmen. Dort lernte sie den Prager k. k. Schlosshauptmann Joh. Sagar kennen, der sie zur Frau nahm und ihre Weiterbildung förderte. Er selbst war Lustspieldichter (Verfasser von: „Der

Freund des Königs", 1774 in Prag — „Valwaise, der würdige Kaufmann", 1775 in Frankfurt und Leipzig und a. m.). Anna Sagar veröffentlichte folgende Werke: „Die verwechselten Töchter", Prag 1774. — „Karolinens Tagebuch, ohne außerordentliche Handlungen, oder gerade so viele, als gar keine", Prag 1774.

Auch einer anderen Frau muss hier erwähnt werden, über deren Lebensverhältnisse mir nähere Daten jedoch nicht zu Gebote stehen. Sie hieß Maria Beata Annunziata Pichler und entstammte einem böhmischen Rittergeschlechte. Dass sie eine ausgezeichnete Dichterin gewesen, erfahren wir durch den Augustinermönch Pater Candidus a. S. Theresia, der über ihre episch-religiöse Dichtung, welche das Leben des heiligen Franciscus Borgia behandelt, folgendes Urtheil giebt: „tenero dulci et suavi stylo, facile atque lacteo quodam candore, nihil asperum, hinleum nihil, sed aperto et claro scribendi genere, verbo: si ederentur in vulgus, que scribsit multorum Doctorum administrationes concitarent".

Zur selben Zeit lebte in Prag die Frau Victoria Rupp, geb. Raudnitzky, welche ihre dichterische Thätigkeit auf dem Gebiete des Drama's entfaltete, doch ist nicht viel mehr von ihr bekannt geworden und auf uns gekommen, als die Titel ihrer keinesfalls hervorragenden Werke: „Marianne, oder der Sieg der Tugend", Schauspiel; Frankfurt a. M. und Leipzig 1777. — „Die gute Mutter", Schauspiel; ebenda 1778. — „Miss Jenny", Schauspiel aus dem Französischen; Prag 1777.

— — — — — — — — — — — —

Wir treten nun in das 19. Jahrhundert, das dem deutschen Volke eine Blüthenepoche brachte, die in den Literaturen anderer Nationen kaum ihres Gleichen findet. Auch

auf dem Gebiete des weiblichen Schriftthums können wir vorerst eine besonders rege Theilnahme verzeichnen und müssen einen gewaltigen Schritt nach vorwärts wahrnehmen, der, wenn auch nicht eine Glanzepoche des weiblichen Schriftthums, so doch die Vorbereitungszeit zu derselben zu bedeuten scheint. Ganz abgesehen davon, dass mehr denn je die deutschen Frauen aller Länder, wo Schiller's und Goethe's Sprache erklingt, mit hervorragender Hingabe und nicht zu leugnendem Geschicke mitthun an der Arbeit der Geister, haben einige unter ihnen solche dichterische Leistungen aufzuweisen, dass man sie in keiner Literaturgeschichte mehr übersehen darf. Man muss mit Achtung die Namen Annette Droste, Betti Paoli, Agnes le Grave, Wickenburg-Almásy, Carmen Sylva, Kayser-Langerhannsz, Marie Hanstein, Ada Christen, Helene von Engelhardt und M. E. delle Grazie nennen, wenn von lyrisch-epischen Dichtungen unserer Zeit die Sprache ist; man muss auf dem Gebiete des Romans außer der Gräfin Hahn-Hahn, der Frau K. Pichler und H. Paalzow wohl auch einer Eliza Wille-Sloman, Fanny Lewald, Wilh. von Hillern und vor allen einer M. von Ebner-Eschenbach und Luise von François, im Drama der kraftgenialen Elise Schmidt gedenken.

An diesem regen Schaffen nehmen auch die deutschen Frauen Böhmens, Mährens und Schlesiens, besonders in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts Antheil. Ist auch bisher unter ihnen nur eine Dichterin, die früher genannte Freiin von Ebner-Eschenbach, die Werke von hervorragendem Werte schuf, so zeigt doch ihr zahlreicheres Auftreten den veredelnden und mächtigen Einfluß der großen, allgemeinen Literaturbewegung und dass sie nach besten Kräften bestrebt waren und sind, den stolz aufragenden Baum deutscher Dichtung zu pflegen. Vielleicht ist es den jüngsten Talenten

unter ihnen noch gegönnt, jene Ehrenstaffel zu erklimmen, wenn ihr Wirken nicht etwa an den nationalen Gegensätzen und Wirrsalen ihrer engeren Heimat Schiffbruch leidet. Das Letztere wollen wir nicht befürchten — ein wirkliches Talent läſst sich durch derlei Widerwärtigkeiten nicht von seiner edlen Bahn ablenken.

Doch nun zu den Dichterinnen selbst.

Vorerst sei hier vorübergehend der 1790 oder 1792 zu Prag geborenen und daselbst im December 1855 verstorbenen Gräfin Elise Schlick Erwähnung gethan. Ueber diese Dame, die eine Tochter des Grafen Josef Heinrich v. Schlick und der Gräfin Phil. Ludmilla Nostitz-Rienek war, erfahren wir, daſs sie Dichterin und Componistin zugleich gewesen. Mehr können wir über die unter dem Pseudonym St. Nelly bekannt gewesene Romanschriftstellerin Frau Karoline Stricker, geb. Schütz, berichten. Sie erblickte 1790 zu Prag das Licht der Welt und starb 1847. Nachdem sie ihren Gatten, einen königl. sächsischen Officier, durch den Tod verloren hatte, lebte sie lange Jahre in Böhmen, zuerst in Bodenbach, sodann in Prag. Ihre Werke, die sie uns als gute Erzählerin zeigen, sind ziemlich zahlreich. Ihr literarischer Erstling betitelt sich: „Jugendbilder von St. Nelly" und erschien 1828 bei Kollmann in Leipzig. Die damals schon durch eine stattliche Zahl von Schriftwerken bekannte Fanny Tarnow hatte dem Buche ein liebevolles Begleitwort beigefügt. Man konnte mit dem Werke nicht strenge in's Gericht gehen, denn eine Mutter hatte es geschrieben, um ihre Kinder zu erhalten; trotzdem gab man gerne zu, daſs sich die Erzählungen leicht und angenehm lesen lassen. Ein zweiter Band folgte noch im selben Jahre und enthielt ebenfalls einfache, an die Lafontain'sche Manier gemahnende Erzählungen, unter denen „Die Braut aus

Holland" als beste genannt wurde. — Ihr zweites Werk folgte 1832 bei Brockhaus in Leipzig unter dem Titel: „Cleveland, natürlicher Sohn Cromwells. Von ihm selbst geschrieben und frei in's Deutsche übertragen von St. Nelly. Drei Theile". Die Schriftstellerin lieferte in diesem vom Hofrath Böttiger befürworteten Werke eigentlich eine verkürzte Umdichtung des 1782 zu Utrecht erschienenen Romanes: „Histoire de M. Cleveland", des berühmten Jesuiten Antonie Francois Prevost d'Epiles. Läge hier nur eine einfache Uebersetzung vor, so könnte man füglich über dieselbe kurz hinweggehen — doch St. Nelly führte sich mit der Umdichtung dieses Romans, an welchem sie mit viel Geschmack und großem Geschicke arbeitete, dort wo er an Breiten litt, selbe einfach verkürzte und der Handlung und Entwicklung prägnanten und die Theilnahme steigernden Ausdruck verlieh — St. Nelly führte sich mit dieser Arbeit in vortheilhafter Weise ein und ein Kritiker der Blätter für literarische Unterhaltungen aus dem Jahre 1832 meint am Schlusse seiner wohlwollenden Besprechung: „Was die Sprache der Verfasserin betrifft, so ist sie rein, glücklich und so frei, wie sich bei der Art ihres Verfahrens mit der Urschrift erwarten ließ. Mit einem Worte aber, sie hat sich durch diese Arbeit die fast eine eigene Schöpfung aus gegebenen Elementen zu nennen ist, als eine sehr achtbare und der Theilnahme würdige Schriftstellerin bekundet." — Nach einer längeren Pause folgten 1837 bei Goesche in Meißen zwei Bände „Novellen", die dann durch einen dritten verstärkt, sämmtlich in den Verlag von Engel in Hamburg übergiengen. Diesen Novellen mangelt zumeist die innere Wahrheit und so konnte ihnen auch kein anderes Los werden, als in den Gestellen der Leihbibliotheken zu vermodern. Im Jahre 1843 gab sie bei Wienbrack in Leipzig „Blüthen von Tetschens goldenen

Auen" heraus, in denen sie eine Verherrlichung der reizenden Gegend bietet, und damit wohl den Gipfelpunkt ihres schriftstellerischen Wirkens erreicht. 1844 folgten im selben Verlage: „Die Rückkehr in's Vaterhaus" und „Schloſs Lilienhof, oder: die nordischen Flüchtlinge"; 1845 „Das Haus der Nichte" und 1846 „Lucile oder: der Ring des Kaisers", mit welchem Romane meines Wissens ihre schriftstellerische Thätigkeit abschließt. Sie hat mit diesem Buche, in welchem ein schlechter Frauencharakter mit Consequenz durch eine Reihe von Abenteuern und Unthaten geleitet wird, noch immer eine an Erfindung reiche Phantasie bekundet.

Um die Mitte dieses Jahrhundertes waren die Schwestern Luise und Ernestine Kotz in der gebildeten Gesellschaft Prags allbekannte und hochgeachtete Persönlichkeiten. Die erstere, Luise Freiin von Kotz, Ehrenstiftsdame des savoyischen Damenstiftes in Wien, gehört auch dem Kreise der deutschen Schriftstellerinnen Böhmens an und gab als solche, 1861 bei Credner in Prag, eine an Reflexionen und geistvollen Aperçus reiche und originelle Schrift: „Was ich erlebte! Was mir auffiel!" heraus, die in der böhmischen Landeshauptstadt sehr verbreitet war. Daſs sie auch als Landschaftsmalerin schöne Kunstfertigkeit besaß, erfahren wir aus einem vom 21. Juli 1857 datirten Briefe Alexander von Humboldt's. Die sehr gebildete Dame, die mit bedeutenden Persönlichkeiten eine ausgebreitete Correspondenz führte, die auch ein Gebetbuch herausgab, starb zu Prag 14. December 1863 in hohem Alter und wurde in der Familiengruft zu Heiligenkreuz beigesetzt.

Als erste deutsche Dichterin Mährens sei hier die Freifrau Luise von Rechenburg genannt, die 1791 zu Lundenburg geboren, als Gattin des Obersten von Rechenburg am 11. Jänner 1866 in Wien starb. Als Poetin trat

sie 1850 mit ihren zum Besten der Invaliden der k. k. Armee herausgegebenen „Vermischten Gedichten“ an die Oeffentlichkeit, verdient aber besonders dadurch unseren innigsten Dank, dass sie im Dienste der Menschheit gewirkt und ihre edle humane Gesinnung durch Verwendung eines bedeutenden Vermögens zu wohlthätigen Zwecken bethätigte.

Eine Zeitgenossin dieser Dichterinnen war die als Tochter des kaiserlich österreichischen Hauptmanns Baron Lützow zu Czaslau im November 1804 geborene Frau Antonia Schäfer. Die Verhältnisse brachten es mit sich, dass sie ihre Heimat bald verlassen musste. Kaum 3 Jahre alt, verlor sie ihren Vater und kam zu zwei Großtanten, die in der Nähe von Bonn lebten. Ein katholischer Priester leitete den Unterricht des Mädchens und legte auf diese Weise den Grund zu der in all' ihren Schriften in unangenehmster Weise in den Vordergrund tretenden katholisch-tendenziösen Richtung. Im Jahre 1818 starb Antonias Mutter und nun lebte das Mädchen einsam dahin, bis es den Dr. Schäfer in Königswinter heiratete. Noch 1870 lebte Antonia als dessen Gattin. Sie bediente sich in ihren Publicationen auch des Pseudonyms Cordelia und verfasste folgende Werke: „Alwina oder die Verfolgten“ (1840, Münster) — „Julie und Marie. Briefe über den katholischen Cultus“ (Köln, 1846), welches Werk 1850 eine zweite Auflage erlebte. Im selben Jahre erschien ihr Buch: „Emilie oder die getrennte Ehe“ (Münster), welches sie über Aufforderung eines Priesters aus Aachen schrieb, und das die gemischte Ehe behandelt. 1856 folgten: „Ethnea oder die Sclaven der Engländer“ (Münster) und „Paris und Rom. Eine Familiengeschichte“ (Münster) und endlich 1862 ein historischer Roman aus der Zeit Karl II. von England. In „Paris und Rom“, einer ästhetisch ganz

wertlosen Tendenzarbeit, hat sie zum Theile auch ihre Familiengeschichte verwoben.

Einer Dame muss ich hier Erwähnung thun, die zwar keine Deutsche Böhmens ist, sich aber viel in dem Lande aufhielt und durch enge Familienbande mit demselben verknüpft war. Es ist die Gräfin Pauline Nostitz, die am 9. Juli 1881 im Alter von 80 Jahren in Meran starb und am 11. Juli unter allgemeiner Theilnahme der dortigen Bevölkerung zu Grabe getragen wurde.

Wandersehnen und Reiselust haben bei den meisten unserer Frauen nur eine begrenzte Bedeutung. Besonders in neuerer Zeit will damit nicht viel gesagt sein. Es gehört zum guten Tone, ja es ist eine Modesache geworden, mit dem Dampfrosse die von der modernen Cultur beherrschten Länder Europa's zu durchbrausen und jene Wunder und Herrlichkeiten der civilisirten Welt zu schauen, von denen man bereits in unterschiedlichen Reisebeschreibungen gelesen. Die Verstorbene gehörte jedoch zu jenen weiblichen Reisenden, die, dem europäischen Festlande den Rücken kehrend, hinauszogen in die Ferne, unter unsäglichen Mühsalen und Gefahren, aber immer beseelt von dem Wunsche und dem edlen Streben, das eingeheimste geistige Capital niederzulegen auf den Altar der Wissenschaft. Ich nenne hier nur die bekannte Ida Pfeiffer, die allen Unbilden ihrer oft waghalsigen Reisen einen wahrhaft männlichen Muth entgegensetzte, und bei der wissenschaftlicher Forschungstrieb vielleicht durch eine tiefgewurzelte Wandersehnsucht überflügelt wurde. Und Gräfin Nostitz? Nun, die folgte einem Bibelworte: „Du sollst Vater und Mutter verlassen und Deinem Manne anhangen!“

In Berlin, als Tochter des Freiherrn Karl Philipp des Granges im Jahre 1801 geboren, lernte sie auf einer

Reise in Italien den berühmten Naturforscher Johann Wilhelm Helfer, einen Deutsch-Böhmen, kennen und reichte ihm die Hand zum ewigen Bunde, zugleich den festen Entschluss fassend, alle Reisen ihres gelehrten Gatten mitzumachen. Dazu sollte ihr bald Gelegenheit werden.

Helfer wollte im Dienste der Wissenschaft den Orient durchwandern und ging nach Smyrna, wo er eine Zeitlang als praktischer Arzt wirkte. Von da wandte er sich im Jahre 1834 nach Bagdad, von wo aus der englische Oberst Chesney eine Euphrat-Expedition zu unternehmen gedachte. Die Karawane aber, zu deren Mitgliedern auch Helfer und seine Frau gehörten, wurde von Wegelagerern überfallen, ausgeplündert und so kamen sie denn, aller Reisemittel bar, am Ziele ihrer Wanderung an. Durch Vermittelung des englischen Consuls in Bagdad erhielt Helfer die Stelle eines Arztes bei der schon erwähnten Expedition; da selbe jedoch längere Zeit zur vollständigen Ausrüstung brauchte, unternahm er einen wissenschaftlichen Streifzug durch das nördliche Syrien und die Euphratländer, immer forschend und sammelnd. Von dieser Excursion zurückgekehrt, betheiligte er sich an der Expedition, langte 1836 an der Ostküste des persischen Meerbusens an und gieng nun mit seiner Frau durch Persien und Indien bis nach Calcutta. Hier begann er über seine Reisen in der Asiatic Society of Bengal Vorträge zu halten, die allgemeines Interesse erregten und die ostindische Compagnie veranlassten, dem Gelehrten eine einträgliche Stelle als Naturforscher zu verleihen. Aber er rastete nicht.

Die Länder Hinterindiens, besonders das Tenasserimgebiet wollte er durchforschen und unternahm in Gesellschaft seiner Frau und deren Bruder Otto Freiherrn des Granges, die Fahrt, deren Ziel die Stadt Mergui war, wo er 1838

landete und sich bleibend niederließ. Hier begann Helfer ausgebreitete Pflanzungen anzulegen, wobei er von Seiten der Engländer unterstützt wurde. An seiner Gattin hatte er einen treuen, wissenschaftlichen Bundesgenossen. Es würde ja andererseits die kurze Schilderung seiner Schicksale nicht in den Rahmen dieser Abhandlung gehören, doch bemüßigt mich der Umstand zur Wiedergabe derselben, dass seine Gattin an allem nicht nur regen Antheil nahm, sondern selbst mithalf und wir eben ihr diese Schilderungen zu danken haben. Sie übernahm stets die Leitung und Verwaltung jener Anlagen, wenn er größere oder kleinere Excursionen in die angrenzenden Gebiete unternahm. Er versuchte freundliche Beziehungen mit den Bewohnern derselben anzuknüpfen, aber leider ohne Erfolg. Besonders wild und misstrauisch zeigten sich die Insulaner auf den Andamanen. Als er am 30. Januar des Jahres 1840 nochmals einen Versuch machte und daselbst landete, wurde er und seine Schiffsmannschaft von den in einem Hinterhalte lauernden Wilden überfallen. Alles rettete sich durch schleunige Flucht. Das Boot, welches die Davoneilenden aufnahm, kippte um, jeder versuchte durch Schwimmen das Schiff zu erreichen — und eben Helfer, der Leiter der ganzen Expedition, wurde von einem vergifteten Pfeile der Verfolger erreicht und versank in den Wogen, die ihm zum Grabe werden sollten. Drei Tage lang suchten ihn seine Gefährten — aber vergebens. Der Golf von Bengalen sollte die letzte Ruhestätte des kühnen Forschers werden.

Die trauernde Witwe aber setzte die durch ihren Gatten begonnenen Arbeiten fort. Von der ostindischen Compagnie unterstützt (sie erhielt 4000 englische Acres), leitete und vergrößerte sie die Pflanzungen bei Mergui, aber schon im Jahre 1842 fiel das Bankhaus, welches ihr bisher stets

mit Vorschüssen zur Seite stand — und so musste alles zu Grunde gehen. Sie kehrte nun nach Europa zurück, als Eigenthümerin all' der reichen, wissenschaftlichen Schätze, welche Helfer in den Jahren seiner Forschungen und Wanderungen aufgespeichert. Diese reichen Sammlungen schenkte sie den böhmischen Museen; sie bestanden zumeist aus Insecten. Eine Sammlung ostindischer Käfer schenkte sie dem ungarischen National-Museum, während sie die hinterlassenen Schriften ihres Gatten der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien zur Verfügung stellte.

Am 6. Juli 1844 heiratete sie den Grafen Josef Dittmar von Nostitz und lebte an dessen Seite in glücklicher Ehe. Als ihr zweiter Gatte am 15. December 1871 starb, erwarb sie den Ansitz Azwang in Obermais, in welchem Paul Heyse seine Meraner Novellen schrieb, und lebte da in ihrem geliebten „Abendhain", sonst wohl auch in der Villa Aders in Meran.

Ihre schriftstellerische Thätigkeit besteht hauptsächlich in zwei größeren Werken. Sie veröffentlichte 1874 bei Brockhaus in Leipzig das Buch: „J. W. Helfer's Reisen in Vorderasien und Indien", eine Perle der geographischen Literatur — und 1877 im selben Verlage: „Meine Erlebnisse und Erinnerungen nach Helfer's Tode". Der natürliche, einfache Ton, die strenge, fachgemäße, ja im guten Sinne fast nüchterne und doch dabei lebendig anschauliche Wahrhaftigkeit, mit der die reichen, bunten und seltsamen Eindrücke, die abenteuerlichen und gefahrvollen Erlebnisse erzählt sind, geben besonders dem ersten Werke einen hervorragenden Wert. Sie war eine in jeder Beziehung edle und große Natur und interessirte sich mit der ihr eigentlichen freudigen Lebendigkeit auch für alle socialen und humanitären Fragen. So schrieb sie auch ein Büchlein:

„Das Recht der Frauen auf bürgerliche Gleichstellung mit dem männlichen Geschlecht“. Berlin 1874 bei Leonh. Simon.

Wir sehen also, dass die Gräfin Nostitz sowohl als Schriftstellerin ein ehrenvolles Andenken verdient, als auch — und dies im größeren Maße — unter jene Frauen gezählt werden muss, die im Dienste der Wissenschaft gestrebt, gewirkt und gelitten. Und dass sie getreu an der Seite eines Mannes ausgeharrt, dessen Wege fernab von der civilisirten Welt durchaus nicht mit Rosen bepflanzt waren, das stellt sie nicht minder hoch in unserer Achtung und Verehrung.

Ein schönes poetisches Talent hat die deutsche Dichtergilde Böhmens in Katharina Klauczek verloren. Viel versprechende Anlagen wurden mit dem schönen, jungen Mädchen zu Grabe getragen, das man am 9. Jänner 1858 in Prag zur ewigen Ruhe bestattete. Eine Blume welkte ab, ehe sie sich noch in ihrem Glanze entfalten konnte. Katharina Klauczek war am 28. Juli 1833 als Tochter eines Bräuers und Hausbesitzers in Prag geboren und entwickelte sich körperlich und geistig sehr rasch; sie konnte schon in noch ganz jugendlichem Alter deutsch, tschechisch, französisch und englisch sprechen, ja sie war auch im Lateinischen bewandert. Sie betrieb mit Vorliebe humanistische Studien, besonders Literatur und Sprachen und pflegte auch Musik und Malerei; sie glänzte in der Gesellschaft durch körperliche Schönheit, Anmuth und Geist, war aber auch eine Zierde des engeren Familienkreises.

Schon 1853 veröffentlichte sie einzelne Gedichte unter C. K. im „Salon“, sowie später auch in dem Almanach „Libussa“, im „Erz- und Riesengebirg-Album“, welchen poetischen Beiträgen man eine schwungvolle, edle Diction nicht absprechen konnte. Mit 20 Jahren schrieb sie ein Lustspiel,

veröffentlichte auch Novellen, Erzählungen und Skizzen in belletristischen Journalen und oblag auch der Pflege der dramatischen Muse. Als sie im Alter von 25 Jahren am Typhus starb, betrauerte jedermann den Verlust des lieblichen Geschöpfes, an dessen Dasein man so schöne Hoffnungen geknüpft hatte. Aus dem Vorworte des nach ihrem Tode herausgegebenen Büchleins: „Gedichte von Katharina Klauczek" (Prag, 1859 bei Katharina Gerzabek) ersehen wir, dass in ihrem literarischen Nachlasse drei zur Gänze beendete Tragödien, ebensoviel Lustspiele, ein unvollendeter Roman, ein unvollendet gebliebenes Trauerspiel und einige größere epische Gedichte vorgefunden wurden — eine Thätigkeit, die wohl zum Erstaunen zwingt, andererseits aber befürchten lässt, die jugendliche Dichterin habe viel zu viel und wahrscheinlich auf Kosten der reinen Form ihrer Werke gearbeitet. Ihr Dramenfragment „Ladislaus Hunyady" wurde nach ihrem Tode unter der düstern und feierlichen Einleitung eines Trauermarsches im deutschen Theater zur Aufführung gebracht; kritische Stimmen hatten die geniale Conception und die gelungene Charakteristik hervorgehoben. Es ist zu beklagen, dass man bisher noch keine Sichtung des literarischen Nachlasses der Dichterin vornahm — vielleicht ließe sich unter der Fülle manch' Gutes finden. Ich kann nicht umhin, aus der Gedichtsammlung einiges zu reproducieren mit der Absicht, einer Vergessenen bei der Nachwelt das Wort zu sprechen. Die Gedichte tragen alle eine edle Signatur. Wenn auch bei vielen die allzugroße Hast in der Production bemerkbar ist, zeigt sich doch an dem klaren Flusse derselben, dass die Verstorbene ästhetisches Empfinden und Formgewandtheit besaß.

Bei der Zusammenstellung hat mehr der Zufall gewaltet. Wir finden Erzeugnisse der Liebes- und Naturlyrik, durch

welch' erstere oft ein Hauch der Schwermuth weht, der von nicht erreichtem Liebesglücke spricht — andererseits wieder tändelnde, oft neckische Weisen, die den Augenblicken übermüthiger Dichterlaune ihr Dasein verdanken; außerdem episch-lyrische Poesien, wie „Das Waisenkind" oder das längere erst 1854 vollendete „Aphrata", ein Gedicht mit vorwiegend ethischem Gehalt, in welchem sie die Frauenehre verherrlicht. Viele ihrer in das Gebiet der Naturlyrik gehörenden Gedichte geben die poetische Stimmung in glücklichster Weise wieder, so heißt es in: „Die Nacht":

Und Philomele in dem Hain,
Sie singt von Lieb' und Freude,
Und in des Baches klare Flut
Senkt träumend sich die Weide.
Und Harmonie rauscht durch das Thal
Auf leichten, goldnen Schwingen,
Um mit dem ew'gen Zauberband
Das Weltall zu durchdringen.

Auch einige legendenartige Gedichte sind in dem Büchlein, unter denen besonders „Das erste Menschenherz" von dem sinnigen Wesen der früh Verklärten Zeugnis gibt:

„Und perlend fielen in die gold'ne Schale
Ein Tropfen Liebe und zwei Tropfen Schmerz,
Und als sie sich vereint im Flammenstrahle,
Da formte Gott das erste Menschenherz."

Und nun möge noch ein Gedicht hier seine Stelle finden, welches, wie das „Marius" betitelte zeigt, daſs die Poetin sich nicht nur auf das Gebiet der Liebes- und Naturlyrik beschränkte, sondern auch bedeutende Momente der Geschichte und Literatur in den Kreis ihrer dichterischen Betrachtungen zog. Es ist „Nachruf an Ludwig Tiek" (1853) überschrieben:

Die Muse weint und Deutschlands Söhne trauern;
Es mäht der Sensenmann vom Dichterbaum

Die schönste Blüthe für sein finst'res Reich!
Doch, sank die Hülle auch in kühle Erde,
Dein Geist — er lebt, so wie Dein Name fort;
Die Muse selbst grub ihn mit gold'nem Griffel
Ins Marmorblatt des Buch's: Unsterblichkeit! —
Ein üpp'ger Quell erschien uns stets Dein Geist,
Der seinen Ursprung nahm im Born der Wahrheit,
Und wo er sprudelnd richtet seinen Lauf,
Erschloss sich stets ein neues Blüthenleben,
Und jede Blume neigte ihren Kelch,
Ihn in der Dichtung tiefe Flut zu tauchen,
Die neu belebend jedes Blättchen netzt.
O schrecklich Los! Die Flamme ist erloschen,
Die Wärme hauchte und die Leben gab;
Des Auges Feuer starb in mattem Glanze
Und schloss auf immer sich zum ew'gen Schlaf;
Zu Asche wird des Geistes einst'ge Hülle
Und mischt mit Erde sich im feuchten Grab!
Doch hast Du auch den finstern Pfad betreten,
Dem zögernd wir mit jedem Schritte nah'n,
So stirbt doch nicht mit Dir das Angedenken
Im Herzen derer, die, mit heil'ger Macht
Von Deiner Dichtung Zauber hingerissen,
Dir ihre Thränen zur Erinn'rung weih'n!

Auch der deutschen Dejazet, wie sie von ihren Verehrern oft genannt wurde, sei hier Erwähnung gethan. Therese Krones, die einst so berühmte Schauspielerin, war auch als Dichterin, wohl nur in bescheidenem Maße, thätig. Oesterreichisch-Schlesien ist die Heimat der Unvergesslichen, deren Leben und Wirken dem Schriftsteller A. Bäuerle Stoff zu einem 1854 erschienenen Roman „Therese Krones“ gab, während Karl Haffner 1862 ein Genrebild unter gleichem Titel veröffentlichte. Am 7. October 1801 zu Freudenthal als Tochter eines wandernden Schauspielers geboren, widmete sie sich diesem Stande und wurde neben Raimund und

Korntheuer der erklärte Liebling des Publicums der österreichischen Residenz. Nur eine Gallmeyer konnte sich in unseren Tagen solcher Zuneigung rühmen. Dass eine so allgemein beliebte Schauspielerin auch unter die dramatischen Schriftsteller gieng, ist leicht begreiflich. Wien hatte zur selben Zeit noch einen anderen weiblichen Mimen, der ebenfalls als Poet wirkte — es war Frau Johanna Franul von Weißenthurn, und wenn die letztere auch nicht Werke von hervorragendem oder bleibendem Werte geschaffen, sind es doch solche, die ihr einen Platz in der Geschichte des deutschen Theaters sichern, ja, die auch heute noch nicht ganz vergessen sind. Die dramatischen Dichtungen der Therese Krones aber sind ganz bedeutungslos. Es werden ihr die Stücke „Der Nebelgeist", „Cleopatra" und „Sylphide" zugeschrieben, Zauberpossen im Genre der Raimund'schen, die aber einen Vergleich mit dessen einschlägigen Dichtungen nicht aushalten. Besonderer Beliebtheit erfreute sich die Zauberposse mit Gesang: „Sylphide, das Seefräulein", ein Werkchen voll des sprudelnden Humors, den sie in ihrem ganzen Reichthum auch auf der Bühne entfaltete, so dass das Stück an hundert Aufführungen erlebte. Außer dem Leopoldstädter Theater war auch das an der Wien der Schauplatz ihrer Thätigkeit, doch schon am 20. April 1830 musste sie ihr Gastspiel daselbst unterbrechen und am 28. December desselben Jahres verschied sie in dem Hause „zur Weintraube" in der Praterstraße zu Wien.

Zu den Dichterinnen Mährens gehört auch die Mutter eines unserer beliebtesten Schriftsteller — ich meine Herrn Karl von Thaler — es ist die als Tochter des städtischen Maierhofbesitzers Franz Ribas am 15. December 1814 zu Brünn geborene Frau A n n a A n t o n i a v o n T h a l e r. Im Jahre 1835 dem Hofconcipisten Karl von Thaler in

Wien vermählt, weilte sie längere Zeit in der Residenz, zog dann mit ihrem Gatten nach Tirol, wo sie zumeist in Innsbruck wohnte und 1850—1852 ihre ersten Novellen und Gedichte in den Wochenblättern „Phönix“ und „Harfe und Zither“ veröffentlichte. Im Anfange der sechziger Jahre übersiedelte sie wieder nach Wien und zählte daselbst zu den geistig hervorragenden Frauen. Nach schwerem, mehr denn zweijährigem Leiden starb sie am 5. November 1875 in Wien. Frau von Thaler, auch unter dem Pseudonym Antonie Thal thätig, veröffentlichte in Innsbruck 1853 „Novellen“ (Die Künstlerin. — Eine leichtsinnige Frau. — Die Sängerin. — Nürnberg's letzter Hanswurst. — Hermine). — Ihr 1874 bei Richter in Hamburg erschienener Roman: „Ein seltsames Verhältnis“, enthält die Geschichte einer unglücklichen Heirat. Die Heldin ist gut und glücklich gezeichnet. Außer diesen Erzeugnissen ihrer Muse erschienen auch in verschiedenen Journalen einzelne Novellen, während ihr bisher nicht veröffentlichter literarischer Nachlass die beiden Romane: „Der verstoßene Sohn“ und „Das englische Fräulein“, „Philippine Welser“, ein erzählendes Gedicht und zwei Lustspiele enthält.

Ich kann nicht umhin hier noch zweier Dichterinnen zu gedenken, die zwar nicht in den Kreis der Poetinnen Böhmens gehören, doch aus dem Grunde vorübergehend erwähnt werden sollen, weil sie in diesem Lande von ihrer Lebensfahrt ausruhen. Es ist vorerst Frau Artemisia Henriette Marianne von Montenglant, die, eine Tochter des hannover'schen Officiers von Cronstein, am 25. Februar 1768 zu Böhme in Hannover geboren, sich in dritter Ehe dem Freiherrn Pidoux von Montenglant vermählte, durch Gisecke zuerst in die Literatur eingeführt wurde und theils unter dem Pseudonym P. v. Husch, theils unter

wahrem Namen als Uebersetzerin, als Verfasserin von Gedichten, Erzählungen und Reiseskizzen thätig war. Nach dem Tode ihres 1800 verstorbenen Gatten wirkte sie auch als Schauspielerin und Sängerin, begleitete die berühmte Henriette Sonntag auf ihren Kunstwanderungen und kam so nach Prag, wo sie am 5. December 1838 starb. Ebenso fand Frau Charlotte von Ahlefeld hier ihre letzte Ruhe. Als Tochter des Obersten von Seebach am 6. December 1781 zu Stedten bei Weimar geboren, vermählte sie sich dem Gutsbesitzer J. R. von Ahlefeld, lenkte schon durch ihre ersten dichterischen Versuche die Aufmerksamkeit Goethe's auf sich und ward später eine beliebte Romanschriftstellerin unter den Pseudonymen Natalia und Elise Selbig. Unter ihren einst gern gelesenen Büchern will ich nur der Romane „Marie Müller“ (1799), „Der Stab der Pflicht“ (1833) Erwähnung thun. Sie starb am 27. Juli 1849 zu Teplitz, wo ihr neben Seume ein Denkmal gesetzt wurde.

Nun aber von den Todten zu den Lebenden.

Der Reigen sei mit der ältesten unter ihnen eröffnet, mit einer Frau, die trotz ihrer schönen poetischen Begabung stets nur auf Zureden ihres Gatten an die Oeffentlichkeit trat und sich nie entschließen konnte eine Sammlung ihrer Poesien herauszugeben, obwohl schon manch ein Literaturfreund mit diesem Wunsche bei ihr vorsprach. Es ist die Schwester des ersten deutsch-böhmischen Dichters Karl Egon Ebert, Frau Juliane Glaser. Im Jahre 1806 in Prag geboren, ward sie die Gattin des Dichters Rudolf Glaser, der als Scriptor an der Prager Universität wirkte und 1837 die Zeitschrift „Ost und West“ gründete, die bald ein Ver-

einigungspunkt der zahlreichen literarischen Kräfte Böhmens werden sollte, leider aber in der allgemeinen Bewegung des Jahres 1848 untergieng. Juliane hatte, wie schon erwähnt, nur von Zeit zu Zeit einzelne Gedichte veröffentlicht und so finden wir nur in Journalen und Almanachen ihre Poesien zerstreut, unter denen besonders jener rühmlichst Erwähnung gethan wird, die in dem von J. Hub und A. Schnelzer herausgegebenen „Rheinischen Odeon" erschienen. Man wird es begreiflich finden, dass die nun hochbetagte, allein dem Andenken ihres geliebten Gatten lebende Greisin nur mit Widerwillen aus ihrem häuslichen Asyle herausträte.

Eine andere deutsche Frau, die ebenfalls seit dem Tode ihres geliebten Mannes fast gänzlich aufhörte, der Dichtung zu leben, ist die unter dem Pseudonym Theodor Reinwald bekannte Witwe des deutsch-böhmischen Poeten Hansgirg. Am 28. März des Jahres 1833 wurde Therese Edle von Hansgirg als Tochter des Landesgerichtsrathes M. Jobisch zu Budweis geboren. Eine tüchtige, aber fast puritanisch strenge Erziehung wurde dem Mädchen zu Theil, das, von jedem Umgange ausgeschlossen, sich fast nur im Garten des elterlichen Hauses aufzuhalten pflegte, wo die Gefühle des Kindes, die Träume der Jungfrau unerkannt und unerforscht mit den Blumen erstanden und vergiengen. Ihr mehr nachdenkliches als phantasievolles, nach innen gern abgeschlossenes Wesen, beeinflusst durch die unumstößlichen Gesetze des Hauses, sehnte sich fruchtlos nach Umgang und Ansprache, obwohl es nach außen hin keinerlei Zerstreuung begehrte. Theresen, sowie ihrem Bruder Karl, wurde der Umgang mit Altersgenossen strenge untersagt; die Geschwister waren daher auf sich selbst beschränkt, — aber es stand der um vier Jahre ältere Bruder seiner Schwester in keiner eigentlich seelischen Beziehung nahe. Sie gieng daher einsam

ihren Weg bis zu dem Augenblicke, da das Licht der Liebe diese Seelendämmerung durchdrang.

Die Verlobung mit dem damaligen Bezirks-Commissär Karl Victor Hansgirg*) veranlasste sie zu den ersten Enthüllungen ihres Innenlebens. Zwischen dem jungen, mit so reichem Gemüthsleben ausgestatteten Mädchen und ihrem dichterisch begabten Verlobten, der jedoch mit Theresen nicht in einem Orte lebte, entspann sich eine lebhafte Correspondenz. In diesem geistigen Verkehre gieng dem Mädchen eigentlich erst die Sonne des Daseins auf. Durch ihn bewogen, wagte sie sich an literarische Productionen. Das erste Manuscript ihres Romans „Dunkle Fügungen" trug sie daheim in der Tasche und stahl die unbewachten Momente, um in der lauschigen Nachtschattenlaube zu schreiben.

Im Jahre 1855 folgte Therese ihrem Bräutigam zum Altare, und das junge Paar zog nach dem Erzgebirgsstädtchen Joachimsthal, wohin Karl Victor Hansgirg als Bezirksamtsadjunct bestellt worden war. Die beiden Gatten verlebten hier in stiller Abgeschiedenheit zwei glückliche Jahre, und die junge Frau unterwarf ihren schon früher erwähnten Roman einer gründlichen Umarbeitung, mit dem Vorsatze, denselben im Drucke erscheinen zu lassen. In der Hoffnung, hinter einem männlichen Pseudonym nicht so leicht erkannt zu werden, wählte sie den Schriftstellernamen Theodor Reinwald. Noch bevor „Dunkle Fügungen" der Oeffentlichkeit

---

*) Karl Victor Ritter von Hansgirg wurde am 5. August 1823 zu Pilsen geboren. Er war ein vaterländischer Dichter im edelsten Sinne des Wortes. Die Sangbarkeit seiner Lieder bekunden wohl am besten die 272 Compositionen, zu welchen dieselben Veranlassung gaben. In Würdigung seiner humanitären und literarischen Verdienste gestattete der Kaiser die Adelsübertragung von dem deutsch-böhmischen Dichter K. E. Ebert auf K. V. Hansgirg (Neffe des Ersteren) 1874.

übergeben werden konnten, wurde Theresen's Gatte nach Pilsen versetzt, und hier, nach beinahe dreijähriger Ehe, am 13. März 1858, schenkte die junge Frau einem Töchterchen das Leben. Um dieses einzige Kind bewegte sich nun beider Sorgen und Freuden. Obschon mitunter in der Gesellschaft lebend, wie sie diese ziemlich belebte Mittelstadt bot, führten die Gatten ein innerlich beglücktes, durch gegenseitiges Genügen erhöhtes Dasein, verschönt hie und da durch eine Reise in das benachbarte Baiern, später auch nach Dresden und Wien, wo Kunst- und Naturschätze Stoff für die geistige Schaffenslust boten, veredelt durch den Genuß gemeinsamer Lectüre größerer wissenschaftlicher Werke. Der nie versiegende Quell poetischer Eingebungen erfrischte das an sich sanguinische, von den heitersten Lebensanschauungen getragene Naturell des Gatten, während er auf ihre mehr zu dunklerer Lebensauffassung geneigte Gemüthsart wohlthätigen Einfluss übte. Trotzdem trug sie ein immerwährendes Gefühl inneren Beglücktseins in der Seele, und kein Platz der Welt, keine Gesellschaft, kein Genuss irgend welcher Art war ihr je so lieb, als der häusliche Herd, ihr trautes Heim. Im Verlauf der Jahre hatte sich ihre literarische Thätigkeit rege erhalten; sie war gleichsam der Ausfluss ihrer Lebensbefriedigung. Die Hingabe an diese Beschäftigung hieng innig mit der Ungetrübtheit ihres Gemüthes zusammen, — freie, einsame oder traut-selige Stunden an der Seite des Gatten wurden ihr gewidmet. So wurde denn der lange, früher begonnene, später überarbeitete Roman „Dunkle Fügungen" beendet, der denn auch 1862 bei Markgraf in Wien erschien. Dies Werk wurde in der 46. Nummer des Jahrganges 1862 der „Unterhaltungen am häuslichen Herde" von Dr. Karl Gutzkow in einer ausführlichen, in jeder Richtung anerkennenden Recension besprochen. Ferner entstanden noch im selben Jahre

die Novellen „Zwei Geheimnisse" und „Theodor", die in der damals einzigen rein belletristischen Monatsschrift der böhmischen Hauptstadt (Karl Bellmann's Erinnerungen) erschienen. Der Berliner Bazar brachte 1862 die Novelle: „Alm und Söhne", nebst einer Skizze: „Zwei Schriftstellerinnen", — 1863 die Novelle: „Stranden und Landen", — 1864: „Vererbtes Leben" und 1865 „Heimthal". Auch die Frauen-Zeitung Victoria brachte 1865 die Novelle: „Spät gesühnt" und 1866: „Der Erbe von Reichenstein". Im Jahre 1873 erschien in dem Jahrbuche des österreichisch-ungarischen Beamtenvereines: „Dioskuren", die Erzählung „Adelaide". Ferner finden wir auch novellistische Beiträge der beliebten Schriftstellerin in dem Jahrbuche des böhmischen Erz- und Riesengebirges (1869), in Dr. Julius Große's „Propyläen" und in der von Martini in Graz herausgegebenen „Iris".

Die Beförderung des Gatten zum k. k. Bezirkshauptmann führte die Dichterin wieder nach Joachimsthal. Diese Gebirgsstadt war gleichsam die Wiege ihres häuslichen Glückes und sollte auch — sein Grab werden. Noch ahnte sie den grausamen Schlag nicht, der sie treffen sollte. Das Familienleben, durch die heranblühende Tochter bereichert, blieb das gleiche, obschon durch die geselligen Bestrebungen der kleinen Stadt beeinträchtigt. Da suchte der große Brand von 1873 den Ort heim und legte bis auf drei Gebäude alles in Asche. Die Dichterfamilie, das alte, solide Stadthaus bewohnend, blieb unter den Verschonten, litt aber tief mit der unglücklichen Bevölkerung. Der Verlust der schönen Kirche bewog Therese Hansgirg, durch Herausgabe ihrer gesammelten Novellen auch ein kleines Scherflein zum Wiederaufbaue des Gotteshauses beizutragen. Das Werk erschien (1874) in zwei Bänden bei C. H. Hunger in Prag und

war dem damaligen Statthalter und Landescommandirenden Alex. Freiherrn von Koller gewidmet, der zur Aufbesserung des bedauernswerten Geschickes der unglücklichen Stadt rastlos thätig war. Wie bei der Beliebtheit der Verfasserin voraus-zusehen, war die bedeutende Auflage bald vergriffen, und so konnte sie denn das Erträgnis auf den Altar der Menschen-liebe legen, im Bewusstsein einer edlen, unvergesslichen That.

Eine weitere und indirecte Folge des traurigen Ereig-nisses wurde die ein Jahr später geschlossene Verlobung der erst im sechszehnten Jahre stehenden Tochter der Schrift-stellerin, indem der von Wien zum Neubau der Schacht-gebäude ausgesendete junge Ingenieur Max von Kraft sich um die Hand des blühenden Mädchens bewarb.

Das Familienglück schien gesteigert, — die Dichterin hatte ihr einziges Kind einem edlen Manne anvertraut. Das junge Paar reiste nach Italien und kehrte nach sechs Wochen wohlbehalten zurück, um sich ein Heimwesen zu gründen. Noch kam für Therese Hansgirg die freudige Aussicht hinzu, Großmutter zu werden, — da wendete sich plötzlich das Licht ab und die finsterste Schicksalsfügung brach über sie herein. Ein Enkel wurde geboren; aber in demselben Augen-blicke, wo der Dichter Karl Victor Hansgirg zum Tode erkrankt darniederlag. Einen Blick nur konnte er dem Neu-gebornen schenken, und dann umflorte sich das treue Auge, das ihres Lebens Leitstern gewesen, — um nach wenigen Tagen für immer zu erlöschen. —

„Mit diesem Verluste ist mein Lebensmuth gebrochen. Im Hause der Tochter und des edel-herzigen, vielseitig gebildeten Gatten dersel-ben, ihrem lieblichen Kinde blühen mir die letzten Lebensblumen. Obwohl kein wirkliches Alter mich drückt, dünkt mir doch jede Blüte

eine Grabesrose und selbst der Trost, der im geistigen Schaffen liegt, ist mir verwehrt." Diese Worte entnehme ich einem aus dem Jahre 1879 datirten Schreiben, mit welchem die Schriftstellerin mich ehrte.

Nun nur noch einige Worte über Theodor Reinwald's Werke. Was den Erstlingsroman „Dunkle Fügungen" anbelangt, habe ich bereits auf eine Besprechung Karl Gutzkow's hingewiesen, kann aber nicht verschweigen, dass andere Kritiker, das schöne Erzählertalent der Verfasserin zwar anerkennend, jedes höhere, leitende Motiv darin vermissten. Bezüglich ihrer Novellen sei vor allem erwähnt, dass sie über eine feine Gestaltungsgabe gebietet und in besonders anziehender Weise den Kampf zwischen Ideal und Wirklichkeit in der Seele edler Frauennaturen schildert. So einfach diese Novellen auch immer sein mögen, so wenig sie sich durch eine bedeutende Erfindungsgabe auszeichnen, sie werden für jeden gemüthsreichen Leser erquickend sein, sie klingen harmonisch aus.

In gebundener Rede hat sich Th. Reinwald selten versucht — doch die Witwe hat ihrem Schmerze um den dahingeschiedenen Gatten auch im Wohllaute der rhytmischen Rede Ausdruck gegeben und ich will den Leserinnen diese vom Schmerze ihr abgerungenen Zeilen um so weniger vorenthalten, da sie doch den Tod eines deutsch-böhmischen Dichters beklagen. So schrieb sie im October 1877 in Brüx:

Reliquie.

Du kleines dürres Epheublatt,
Gepflückt auf meines Glückes Grabe,
Ergrünt auf jener Ruhestatt
Wo Thau der Thränen meine Labe —
O welkes Blatt, du stummer Gruß
Aus jenen fernen Friedhofsmauern,
Auf dich press' ich den heißen Kuss
In herbem Grame, stillem Trauern.

Vermählt der Ranke noch am Stiel,
Hast du geküsst den heil'gen Boden,
Der meiner Sehnsucht fernes Ziel,
Bis zu dem letzten, letzten Odem! —
Wie ich dich heute vor mir seh',
Bist du verwaist, wie ich; — entrissen
Ist dir der Lebensquell, das Weh:
Verlornes ewig zu vermissen,
Es zeichnet deine Adern fahl.
Ehr' ich dich auch als meinen Boten,
Für andere bist du dürr und kahl,
Und zählst gleich mir — schon zu den Todten!

Mit eben so düsterem Grundgedanken schrieb sie 1878 in Brüx das Gedicht: „Im Lande will es Frühling werden", mit der Schlussstrofe:

Gesang und Blumen, Duft und Fülle,
Die allverjüngte Lenzespracht —
Nur Trauerschmuck für deinen Hügel,
Und alles Licht nur düstre Nacht!

Die Schriftstellerin und Dichterin Johanna Leitenberger muss ich in die Gallerie jener edlen Frauen einreihen, die durch Geist und Bildung ausgezeichnet, ihr ganzes Leben einem erhabenen Ziele widmend, mehr durch die Hingabe an die gute Sache wirken, als durch die Macht des dichterischen Wortes. Beides in vollem Maße zu besitzen ist nur Wenigen gegönnt. Es soll damit nicht gesagt sein, dass die wackere Frau als Schriftstellerin oder Dichterin nicht auch Schönes zu bieten im Stande wäre, ihre prosaischen Arbeiten zumal zeichnen sich durch einen feinen und klaren Stil aus; ihre Poesien aber ermangeln der Gestaltungsgabe, des prägnanten künstlerischen Ausdrucks, so dass die poetische Wiedergabe des schönen Gedankenlebens hinter der Begeisterung zurückbleibt, die zum dichterischen Schaffen trieb. Unter den Frauen, welche für die Bildung des weiblichen

Geschlechtes, wo und wann es nur nöthig oder möglich ist, gerne eine Lanze brechen, nimmt Johanna Leitenberger eine Ehrenstelle ein, und gerne unterschreiben wir die Worte ihrer Freundin M. Halm: „Wo es gilt, Schönes, Hohes und Gutes in der Frauenwelt zu fördern und zu vertreten, dort glänzt der Name Johanna Leitenberger."

Sie wurde am 31. Jänner 1818 zu Prag geboren. Auf ihre geistige Entwickelung hatte ihr Vater, ein Schüler Fichte's und ein Mann von bedeutendem Wissen, den größten, den nachhaltigsten Einfluss. Früher der Besitzer eines ansehnlichen Gutes in der Nähe der böhmischen Landeshauptstadt, musste er in Folge des Staatsbankerotts von 1811 sein bedeutendes Vermögen fast ganz einbüßen und war später gezwungen, als Agent einer Spinnfabrik nach Wien zu ziehen. Es ist immer eine missliche Sache, wenn aus einem Manne der Wissenschaft ein Geschäftsmann wird. Ein großes Glück aber war es, dass der Ernährer der Familie seinem Töchterchen durch ausgezeichnete Erziehung eine Grundlage gab, auf der sie dann später ihre eigenen Wege wandeln konnte. Zu ihrer seelischen Entwicklung trug auch noch das glückliche Familienleben bei, dessen Freuden leider plötzlich durch den Tod des edlen Vaters eine trübe Wendung nahmen, da die materielle Lage der Witwe eine schwierige wurde. Doch fanden Mutter und Tochter bald ein Asyl im Schoße der Verwandten des Verstorbenen in Böhmen. Als auch dort der Tod seine Ernte hielt, mussten sie wieder nach Wien zurückkehren und von nun an datirt Johanna's schriftstellerische Thätigkeit. Sie veröffentlichte 1848 ein Gedicht: „Oesterreichs Frühling", das am 17. März unter dem Pseudonym Marie Litahorsky in einem Separatabdrucke herausgegeben wurde. Noch im selben Jahre heiratete sie einen Postbeamten und zog als

dessen Gattin nach Untersteiermark. Dieser Ehe entspross ein Töchterchen, der Dichterin Glück und Freude, doch sie musste das liebliche Kind sterben sehen und dies war umso mehr ein entsetzlicher Verlust, da Johanna in der Ehe das Glück nicht gefunden, das sie erhoffte. Das Bündnis löste sich und sie gieng nach Graz, um dort als Erzieherin zu wirken, nicht ohne von hochherzigen Verwandten unterstützt zu werden. Während sie nun für die „österreichische Gartenlaube", für das „Grazer Tagblatt" u. a. Zeitschriften Artikel lieferte, begann sie später auch mit selbständigen Publicationen. So erschien 1863 ihr Büchlein: „Marien-Frühlingslieder" zum Besten des Krippenvereines in Graz, worauf 1867 ihr „Kindergarten. Märchen für jüngere Kinder" folgte. Auch ihr historisches Trauerspiel: „Veronika von Teschenitz" folgte im selben Jahre unter dem Pseudonym Jean Litahorsky und wurde in der Hauptstadt Steiermarks aufgeführt. 1868 veröffentlichte sie das einactige Lustspiel: „Die Fiole Cagliostro's" und 1870 zum Besten der verwundeten deutschen Krieger eine Sammlung ihrer Gedichte unter dem Titel: „Epheu". Dieses einfache Büchlein war ein Dementi wider Jene, die da in die Welt hinausposaunten, dass Oesterreichs deutsches Volk keinen freudigen Antheil an den Geschicken der deutschen Waffen in Frankreich genommen habe.

Der Verfasser des „Ahasverus in Rom", Robert Hamerling, hatte das bescheidene Büchlein mit einigen Begleitworten in die Welt geschickt und diesem Dementi in folgenden kräftigen Worten Ausdruck verliehen: „Erfreulich muss die patriotische Widmung der Gabe auch erscheinen als eines der deutschen Symptome in Oesterreich. Die Zahl dieser Symptome in Oesterreich kann nicht groß genug sein. Es gilt dagegen zu protestiren, dass Deutsch-Oesterreich neutral

ist im gegenwärtigen Kriege. Neutral bei deutschem Ruhm oder deutscher Schmach? Nein! Neutral mögen die Herren Beust, Andrassy und Potocki sein — das Volk Deutsch-Oesterreich's giebt nicht zu, dass die Weltgeschichte dereinst von ihm melde, es sei auf den Schlachtfeldern, auf welchen das ganze übrige deutsche Volk sich zu Thaten, vor welchen die Welt erstaunt, zusammenfand, nicht wenigstens mit seinem Herzen gestanden". (Graz, 20. September 1870.) Was die Gedichte selbst anbelangt, kann ich nur wiederholen, was ich eingangs erwähnte, und noch dazu setzen, dass sich in ihnen so recht klar das reiche Gemüth und die noch reichere Menschenliebe der Verfasserin zeigt. In Poesien, wie: „An Deutsch-Böhmen" oder: „An Böhmen" zuckt sogar etwas wie kühnes, dichterisches Wollen; doch es mangelt die Kraft des Ausdruckes.

Die glühende Patriotin, die echte deutsche Frau spricht aus diesen Gedichten, die deutsche Frau, die auch den Muth besitzt, ihr Glaubensbekenntnis offen darzulegen, ohne sich durch politische Strömungen hindern zu lassen. Sie, die sonst in allem, was sie schreibt, so unendlich zart und immer echt weiblich ist, hat nichts von der hassenswerten Leisetreterei an sich, wo es gilt ein aufrichtig Wort mitzusprechen. Ihr ganzes, zartes Wesen scheint mir das Gedicht: „Erinnerung" am Besten wiederzugeben:

Man glaubt, dass ich den herben Schmerz vergessen,
Weil keine Thräne mir in's Auge quillt,
Dass nach den Lieben, die ich einst besessen,
Die Sehnsucht nimmer meine Seele füllt!
O sähen sie, die thöricht also denken,
Wenn Nacht und Ruh die Erde rings bedeckt,
Mein Antlitz tief sich in die Kissen senken,
Und wüssten sie, was aus dem Schlaf mich weckt!

Da, bei der Kerze einsam mattem Flimmer,
Schwebt leis' ein Bild um's and're zu mir her;
Der holden Augen freundlich milder Schimmer,
Der Mund, den ich geküsst im Abschied schwer —
Ich seh' sie all', die Arme breiten sehnend
Nach ihnen sich und sinken leer zurück,
Doch falte ich die Hände, fromme wähnend,
Dass sie mir nah, wie flücht'ger Sternenblick.

Allnächtlich fei're ich ein Fest mit Trauern:
Den still geheimnisvollen Allerseelentag;
Auf Gräbern knie' ich, fühl's mit süßem Schauern,
Dass jetzt noch mein, was lang schon modernd lag;
Und aus des Lebens trüb bewegten Wogen
Flücht' ich zur immergrünen Insel hin —
Erinn'rung ist's, zu der ich hingezogen,
Wo alle Rosen meiner Liebe blüh'n. —

So die zarte Frau. Doch wie ich schon früher erwähnte, fehlt es ihr auch nicht an Kundgebungen ihres glühenden Patriotismus, ja eingedenk der gegenwärtig herrschenden politischen Strömungen, liest man es mit Erstaunen, wie sie als eine deutsche Frau anno 1870 post Christum natum wagen konnte, ohne mit der Behörde in Conflict zu gerathen, in ihrem Liede: „An die Deutschböhmen" zum Schlusse auszurufen:

Drum fort mit Nachsicht und Geduld,
Wenn man Dich will vertreiben,
Es blitze hoch des Deutschen Schwert,
Sein Theil, der soll Ihm bleiben!

Ihre nun folgende schriftstellerische Thätigkeit ist überwiegend die einer Vorkämpferin in der Frauenfrage. Hier muss ich jedoch bemerken, dass Frau Johanna Leitenberger nicht zu jenen Heißspornen der Emancipation gehört, die da in ihren maßlosen Forderungen oft das Kind mit dem

Bade ausschütten, oder selbst dann, wo sie nichts Unrechtes oder Unerreichbares verlangen, dies in brüsker Weise thun, und der obwaltenden verknöcherten Verhältnisse und Anschauungen oder der Zeitströmung uneingedenk, alle Zwischenstufen des zum ersehnten Ziele führenden schweren Weges überspringen, und so von der großen Gegenpartei mit Gift und Spott übergossen werden und, mit Recht oder nicht, den Fluch der Lächerlichkeit auf sich laden. Ihre erziehlichen Absichten zumal bestehen einfach in der Erreichung des einen Zieles, den Frauen auch Antheil an einer höheren Bildung zu verschaffen. Es kann ihre diesbezügliche Forderung am besten mit ihren eigenen Worten kurz charakterisirt werden: „Auf der Höhe einer wahren, universellen Bildung angelangt, werden die Frauen, ob vermählt, ob unvermählt, erst zu Freundinnen, zu Gefährtinnen des Mannes im Kampfe des Lebens werden“.

Johanna Leitenberger gründete die „Frauenblätter“, die sie durch ein halbes Jahr redigirte — doch das Unternehmen scheiterte an der Theilnahmslosigkeit des weiblichen Publicums, dem es gewidmet war. (1872). Nach diesem Schiffbruche schied sie von Graz und wandte sich dem schönen Salzburg zu, wo sie auch jetzt noch als Lehrerin wirkt und an verschiedenen Journalen mitarbeitet.

Als Novellistin trat sie mit einem Bändchen: „Lichtstrahlen“ (1877 in Wien bei Fried. Beck) an die Oeffentlichkeit; sie wünschte damit ihr Scherflein zur Gründung eines Frauenerwerbvereines in Salzburg beizutragen. Es sind sieben Erzählungen, deren Vorzug, von einzelnen Mängeln abgesehen, darin besteht, daß viele der handelnden Personen mit Lebenswahrheit charakterisirt sind. Das Buch erfreute sich von Seiten der Frauenwelt einer freundlichen Aufnahme.

Ihre letzte selbständige Publication besteht in einem kleinen Heftchen religiöser Gedichte, das sie 1882 bei Mittermüller in Salzburg unter dem Titel: „Schneeglöckchen“ erscheinen ließ. Auch hier ein humaner Zweck, der vollständige Reinertrag war der Kinderkrippe in Salzburg gewidmet. Die formell zumeist entsprechenden Poesien zeigen auf ein vom wahren Christenthume durchdrungenes Gefühls- und Gedankenleben, geben aber in der Darstellung das nicht wieder, was die Dichterin begeisterte. Das religiöse Lied ist übrigens ein solches, an welches man mit Recht auch die höchsten Anforderungen stellt; was einer Luise Hensel gelang, wird nicht sobald einer andern wieder gelingen.

Durch all' die größeren oder kleineren Arbeiten Johanna Leitenbergers zieht sich, mehr oder weniger sichtbar, das Problem der Frauenfrage. Sie betrachtet dieselbe als eine Hauptaufgabe der Zeit, welche die Lösung desselben in ihrem Schooße birgt. „Jetzt mehr, denn je, ist die Frau berufen, ebenbürtige Gefährtin und Freundin des Mannes zu sein auf Erden. Schon arbeiten Bildung, Erziehung und Unterricht daran, ihre geistigen Schwingen zu lösen, zu entfesseln, sie zu befähigen an der Erlösung des Menschengeschlechtes, an der Vervollkommnung desselben mitzuwirken.“

Und nun zu einer Schriftstellerin, die unter dem Pseudonym Ida Klein seit einer Reihe von Jahren in vielen Journalen thätig ist und auch mehrere selbständige Werke veröffentlicht hat. Selten wird es Schriftsteller geben, in deren Publicationen das bedeutende Wissen, das edle Wollen mit der ästhetischen Hülle, mit dem sprachlichen Gewande, in das sie ihre Gedanken und Empfindungen kleiden, so sehr im Widerspruche steht, wie in den ihren. Und eigenthümlicher Weise steigert sich dieser Widerspruch mit jeder neuen Gabe aus ihrer geistigen Werkstätte.

Frau Ida Klein (Pseudonym für Isabella Nowotny) wurde in Prag im Jahre 1828 als Tochter des Landesgerichtsrathes Edlen von Grab geboren und lebt verheiratet in ihrer Vaterstadt. Ihre ersten Publicationen: „Novellen. 2 Bände“ (1869 bei Mercy in Prag) und „Psychologische Skizzen eines weiblichen Herzens“ (ebenda) enthalten das Beste, was sie geleistet. Wenn das Lesepublicum diesen Werken nicht genügende Aufmerksamkeit schenkte, so lag der Grund zumeist in der Art und Weise, wie sie erzählt sind. Die Reflexion überwiegt, das stoffliche Gebiet ist ein sehr geringes, die interessantesten Theile dieser Erzählungen sind zumeist feine und geistreiche Bemerkungen über Kunst, Wissenschaft und Literatur — das Interesse an der Handlung wird zumeist durch die erwähnten Abweichungen gehemmt. Manche der Novellen sind durchaus nicht ohne Spannung erzählt. Diese Bücher, welche eigentlich nach der Verfasserin Willen „Studien“ genannt werden sollten, welcher Titel jedoch von Seiten der Kritik unbegreiflicher Weise zurückgewiesen wurde, diese Bücher gewannen ihr den Schriftsteller Braun von Braunthal, und es ist zu bedauern, dass der Einfluss, den dieser Mann zweifelsohne auf das dichterische Schaffen der strebsamen Frau genommen hätte, durch eine höhere Macht für immer zu Nichte gemacht wurde. Ihre Publicationen aus dem Jahre 1882: „Gedichte“ (bei Taschler in Karlsbach), „Winzige Sächelchen“ und „Kritische Studien über bedeutende Persönlichkeiten“ (bei Mercy in Prag) lassen eine derartige Vernachlässigung in der Form, einen derartigen Mangel an Darstellungsgabe bemerken, dass sie, zumal die Gedichte, auch bescheidenen Anforderungen kaum entsprechen. Es soll nicht vergessen werden, dass in beiden Werken einzelne Theile nicht unbefriedigt lassen, doch sind sie nicht im Stande, den Eindruck

zu verwischen, den das Misslungene ausübt. Nicht besser steht es um den 1884 im gleichen Verlage veröffentlichten Roman: „Ein zweiter Sokrates", dem jede künstlerische Durchführung abgeht.

Dass Frau Ida Klein nicht nur eine Verehrerin der Musik, sondern auch eine begabte Pflegerin dieser Kunst, zeigen sowohl ihre oft geistreichen und zutreffenden Bemerkungen und Reflexionen, als auch der Umstand, dass sie als glückliche Componistin auftrat. Es sei hier ihres von der Kritik freundlich aufgenommenen musikalischen Werkes „Drei Widmungen für das Pianoforte von Isabella Edle v. Grab" (Prag, Christoph & Kuhe) nebenbei erwähnt.

In Troppau lebt schon seit einer Reihe von Jahren die Freiin Caroline von Bartenstein, Ehrenstiftsdame des adeligen Damenstiftes Maria Schul zu Brünn. Sie wurde 1827 am 4. Mai zu Wien geboren, wo ihr Vater unter den Kaisern Franz und Ferdinand die bedeutende Stellung eines Stadthauptmanns bekleidete. Ihre literarische Thätigkeit beschränkt sich, von ihren in verschiedenen Journalen Oesterreichs oder Deutschlands erschienenen Novellen abgerechnet, auf eine Sammlung von Gedichten, die 1876 unter dem Titel: „Seelenblicke" bei Kleeberger in Speyer erschien. Begeisterung für die gute Sache ist unverkennbar, aber die Verfasserin ermangelt der glücklichen Darstellungsgabe; bei maßvoller Zurückhaltung hätte sie uns einzelne gelungene Lieder geboten — aber die Formlosigkeit verdunkelt auch jene Schönheiten ganz, die hie und da aus den Poesien aufblitzen.

Unter die hervorragendsten deutschen Schriftstellerinnen der Gegenwart zählt unstreitig die Freiin Marie von Ebner-Eschenbach und ihr Name muss auch dort genannt werden, wo von den ersten deutschen Erzählern

überhaupt gesprochen wird. Die Gemeinde, die ihrem bedeutenden Talente den schönen Tribut der Anerkennung freudig zollt und jeder neuen Dichtungsgabe der geistreichen Frau mit gerechtfertigter Spannung und Hoffnung entgegensieht — diese Gemeinde wächst von Jahr zu Jahr. Von jeder Manier freie, in ihren Stoffen immer verschiedenartig behandelte, fein ausgeführte Seelenbilder sind es, die uns die Dichterin bietet. In der Art und Weise künstlerischer Durchführung gemahnen diese Cabinetstückchen weiblicher Erzählungskunst an Theodor Storm, in dem Humor, der in einem oder dem andern dieser reizender Bilder auftritt, athmen sie Jean Paul'schen Geist. „Eine Frau und Humor!?" So höre ich die Leserinnen fragen. Marie von Ebner-Eschenbach gehört mit zu jenen Frauen, die den so oft gethanen Ausspruch zu Nichte machen, dass der Humor ein den Frauen widerstrebendes Element sei. Schon H. Marggraf meint, dass das Schalkhafte, das Naiv-Spöttische speciell den germanischen Frauen vom Hause aus eigen sei und sich besonders dort in unwiderstehlichster und unwiderstehlich liebenswürdiger Weise bekunde, wo es ihnen erlaubt, die conventionellen Schranken zu durchbrechen, wie z. B. in der Darstellungsweise mancher Schauspielerinnen. Er meint ferner, dass ganz andere, von außen hinzutretende, conventionelle Bedingungen, grämliche Gouvernanteneinflüsse und künstliche Salonschnörkeleien den Grund dazu geben, dass unsere schriftstellernden Frauen dieses offenen, schalkhaft naiven Elementes so gänzlich bar und ledig erscheinen, dass man meist nur der nach allen Seiten hin Eingeschnürten, in Reflexionen und sentimentalen Redensarten Eingesponnenen, der geistreichen geschminkten Kokette oder der künstlich Echauffirten begegnet, wo man ein natürliches, seiner fünf gesunden Sinne mächtiges, naives Weib zu finden hofft.

Dass Schriftstellerinnen, die den genannten Einflüssen in ihrer Erziehungszeit ferne standen oder die Kraft besaßen, sich davon zu emancipieren und daher in der Darstellung humoristischer Situationen schöne Leistungen bieten, zeigt ja zur Genüge Frau Anna Löhn-Siegel in ihrem prächtigen Buche: „Wie ich Schauspielerin wurde", mit noch feineren Farbentönen aber unsere Erzählerin par excellence Frau von Ebner-Eschenbach. Wer sich davon noch nicht überzeugte, der lese ihre zu den besten Leistungen dieses Genres gehörende, einfache Geschichte: „Die Freiherrn von Gemperlein". Was aber die Erzählungen unserer liebenswürdigen Schriftstellerin vor anderen besonders auszeichnet, ist eine bezaubernde Anmuth, die auf jeden feinfühligen Leser einen nachhaltigen Eindruck macht, — Grund genug zu der Thatsache, dass stets nur ein bestimmter Theil des großen Lesepublicums zu den Getreuen und Verehrern der Frau von Ebner-Eschenbach zählen kann und wird, da doch der stoffhungrige Lesepöbel in seiner Lecture nach derber Kost verlangt. Actualität herrscht in den Erzählungen allerdings nicht vor, doch trotzdem ermattet das Interesse des Lesers nicht, er liest mit Bedacht, mit Genuss Zeile für Zeile, bis er sich Beruhigung über das Schicksal der Helden verschafft. Und die Helden? Es sind Originale, die psychologisches Interesse erwecken und so lebenswahr gezeichnet sind, dass wir in ihrer Schöpferin auch diesbezüglich die Künstlerin verehren müssen. Und diese Künstlerin ist ein Kind Mährens. Am 13. September des Jahres 1830 als zweite Tochter des Grafen Franz Dubsky in Zdislawitz geboren, waren ihre Kindertage zumeist von einer liebenden Großmutter bewacht, da ihre Mutter, bald nachdem sie Marien das Leben geschenkt, ihr Auge für immer schloss. Eine französische Gouvernante weckte zuerst in dem talentvollen

Mädchen den Sinn für Literatur, so dass Marie mit glühender Begeisterung besonders der Lecture französischer Dramen aus der Zeit Corneille's und Racine's oblag, während sie für französische Romane keine besondere Vorliebe zeigte. Noch nachdem die Gouvernante das Haus bereits verlassen hatte, pflegte die wißbegierige und fleißige Kleine ihrem Gedanken- und Gefühlsleben in der französischen Sprache Ausdruck zu verleihen. Freilich war das ein streng bewachtes Geheimnis, dessen Verrath den Groll des alten Grafen erregt hätte, der gegen alle Federhelden, besonders aber gegen weibliches Schriftthum einen ausgesprochenen Widerwillen an den Tag legte. Erst die zweite Stiefmutter Mariens brachte neues Leben in das Haus, ja sie wusste durch ihre Vorliebe für Kunst und Literatur sogar den alten Grafen theilweise zu bekehren, und als Marie an ihrem zwölften Geburtstage mit Schiller's Werken beschenkt wurde, schien das Ziel alles geheimen Strebens erreicht. So begann sie denn mit den Schätzen der deutschen Literatur bekannt zu werden, ohne jedoch all' jene unumgänglich nöthigen Kenntnisse zu besitzen, deren ein Schriftsteller oder Dichter nicht entrathen kann. Als sie im 18. Jahre dem damaligen Genie-Hauptmann und jetzigen Feldmarschall-Lieutenant Freiherrn von Ebner-Eschenbach die Hand reichte, ließ sie sich einen deutschen Lehrer kommen, unter dessen Leitung sie das Versäumte nachholte. Nun begann die Zeit ihres literarischen Wirkens.

Das Gebiet, welches sie zuerst und mit besonderer Vorliebe und Ausdauer pflegte, war das dramatische. Die Hoffnungen, die sie an ihre einschlägigen Werke knüpfte, verwirklichten sich nicht, trotzdem ihre erste Tragödie „Maria Stuart in Schottland" (1860) in Karlsruhe durch Eduard Devrient mit sehr günstigem Erfolge zur

Aufführung gebracht wurde und sich noch jahrelang auf dieser Bühne erhielt. Dann folgte ein reizendes kleines Lustspiel: „Die Veilchen" (1862), das eine nette dramatische Illustration der confessionellen Lüge genannt werden könnte. Die beiden Schauspiele: „Mutter und Sohn" und „Das Geständnis" fanden Beifall, verschwanden aber trotzdem vom Repertoire. Das deutsche Theater ist dem deutschen Dramatiker nicht günstig. Es will damit nicht gesagt werden, dass bei uns besonders viel gelungene Werke dieses Zweiges der Dichtung geschaffen werden, aber eine unleugbare Thatsache ist es, dass mittelmäßige fremde Werke nur allzuhäufig den guten einheimischen vorgezogen werden.

Im Jahre 1867 wurde „Marie Roland. Trauerspiel in 5 Acten" in Wien gedruckt. Diese Tragödie behandelt einen Stoff, der allerdings nicht geeignet erscheint, ihr Eingang auf die Hofbühnen zu verschaffen, so sehr auch dramatisches Leben darin pulsirt. Die Diction ist edel, die Verse correct, die Charateristik einzelner Personen geradezu meisterhaft — doch eigenthümlich genug, dass gerade Madame Roland trotz der bedeutenden und schönen Rolle, die sie in der Tragödie spielt, trotzdem von der Verfasserin alle Mühe aufgewandt wurde, sie glücklich zu charakterisieren — uns nicht mit sich fortreißt. Sie flößt uns warmes Mitgefühl, doch keine Begeisterung für sich ein! Mag sein, weil ein Weib, ein schönes, liebendes Weib vielleicht mehr Bewunderung als warme Sympathie in uns erregt, wenn sie in einer Weise in die Speichen des alles zermalmenden Revolutionsrades eingreift, wie die Marie Roland der Frau von Ebner-Eschenbach. Nur das Gefühl der Bewunderung behält die Oberhand. Diese Jeanne d'Arc der Girondisten ist ein Mannweib geworden unter der Feder der Dichterin. Unter den Nebenfiguren sind die meisten tüchtig charakterisirt,

das Trauerspiel hat schöne packende Seiten und eine bestrickende Sprache. Es dürfte nicht ohne Interesse sein darauf hinzuweisen, dass der begabte italienische Dichter Vittorio Salmini denselben Stoff in seiner Tragödie „Madame Roland“ jedoch später als unsere Dichterin behandelte. Wer die Kritiken über dieses Bühnenwerk gelesen, besonders aber die fast überschwänglichen Lobpreisungen der Franzosen, der wird sehen, dass Frau von Ebner-Eschenbach in vieler Beziehung ihren interessanten Stoff in gleicher Weise aufgefasst und durchgeführt hat. Eine deutsche Uebersetzung dieses italienischen Drama's war selbstredend gleich mit der Buchausgabe desselben fertiggestellt und es frägt sich nun, wann dereinst die Zeit kommt, wo sich, wie ein Kritiker bemerkt „die deutsche Polizei vor solchen Schatten nicht fürchten wird“, ob dann unserer Dichterin Trauerspiel oder das übersetzte Salmini's den Sieg davon trägt.

Noch eine dramatische Kleinigkeit haben wir der Muse unserer Poetin zu verdanken: „Doctor Ritter. Dramatisches Gedicht in 1 Act“. (Wien, 1872.) In anziehender Weise wird darin eine Episode aus Schiller's Leben in Bauerbach (1783) behandelt, in die mit Geschick die Grundidee zur Entstehung von „Kabale und Liebe“ eingeflochten ist. Die Verfasserin läſst Schillern als zürnenden Dichter beim Anhören der Nachricht von dem Tode Ferdinand's und der Tochter des Musikus in die Worte ausbrechen:

„Den Schandpfahl, Mann! an welchen ich dich binde,
Versehrt kein Blitz, kein Sturmwind reißt ihn um,
Vergeblich rauscht an ihm vorbei die Zeit.
Ich will der Erde deine Schmach verkünden,
Ich will ein Bild in Flammenzügen malen,
In dem nach hundert noch und hundert Jahren
Das Laster schaudernd sich im Spiegel sieht“!

Bevor wir die Frau Baronin Ebner-Eschenbach in dem

Hauptzweige ihrer literarischen Thätigkeit, nämlich der Erzählung betrachten, sei es gestattet, von ihr als Dichterin, und speciell als Aphorismen-Dichterin einige Worte zu sprechen. Sie hat oft genug ihre Gedanken und Gefühle in's schöne Kleid der Reime gebracht und wir finden ihre Gedichte zerstreut in verschiedenen Anthologien oder Zeitschriften; — es ist vielleicht noch wenig, was sie uns diesbezüglich geboten, aber auch das Wenige zwingt uns zur Anerkennung. — Ueberproduction ist überhaupt ihr Fehler nicht. Wenn Frau Marie Ebner-Eschenbach vielleicht in einer oder der anderen ihrer Erzählungen sich etwas behaglich breit ergeht, selten genug kommt es vor, in ihren Gedichten kennt sie nur knappe Formen, das mögen einige ihrer Poeme darthun:

Ein kleines Lied.

Ein kleines Lied, wie geht's nur an,
Dass man so lieb es haben kann,
Was liegt darin? Erzähle!
Es liegt darin ein wenig Klang,
Ein wenig Wohllaut und Gesang,
Und eine ganze Seele.

Allerlei Einfälle.

Zwei Dinge lern' geduldig zu ertragen:
Dein eignes Leid, der Andern Klagen.

Es ist noch jeder leicht durch diese Welt geschritten,
Der gut zu danken wusst' und wusste gut zu bitten.

Gesagt ist alles schon, man kann nur wiederholen,
Der ehrlichste Poet hat unbewusst gestohlen.

Das Werk, das du beendet,
Von andern wird's vollendet.

Wenn es der Weise lobt,
Hat es sich halb erprobt;
Und fertig ist's gemacht,
Wenn es der Thor verlacht.

Im Kreise.

Das eilende Schiff, es kommet durch die Wogen
Wie Sturmwind geflogen.
Mit Jubeln verkünden der Stimmen gar viele:
Wir nahen dem Ziele!
Der Fährmann am Steuer nur stöhnet leise:
Wir segeln im Kreise!

Regnier's Grabschrift.

Ich lebte ohne viel zu grübeln,
Im Guten beugt' ich wie im Uebeln
Mich der Natur und ihrer Macht.
Nun wundert mich ihr seltsam Lenken;
Sie zwang den Tod an mich zu denken,
An den ich selbst doch nie gedacht.

Die Kunst mit wenig Worten viel zu sagen hat sie aber besonders in ihren „Aphorismen“ kundgethan, die jetzt bereits in zweiter und vermehrter Auflage erschienen. Mag dieser Umstand schon für die Güte des Werkes sprechen, so darf nicht unbemerkt bleiben, daſs die gesammte Kritik mit einhelliger Stimme den Wert des schönen Buches pries. Sie hat sich damit in der That als Königin unter den zeitgenössischen Aphorismen-Dichterinnen erwiesen und ein Bewunderer der ausgezeichneten Frau hat mit Recht den Ausspruch gethan: „Das Herz eines Kindes, der Geist eines Weisen“. Wer diese Früchte des Gedankenlebens gelesen, wird unbedingt befriedigt sein und der Verfasserin neidlos den Tribut der Hochschätzung ihres philosophischen Geistes nicht versagen. Was diese Weisheitskörner besonders an-

ziehend macht ist der Umstand, dass sie nicht Früchte trockener Gelehrsamkeit, sondern saftige, frische vom Lebensbaum gepflückte sind, die den sie Genießenden erfreuen, erquicken und laben. Zur Erhärtung des Gesagten mögen einige der interessanten Gedankenspäne folgen:

Ein Aphorismus ist der letzte Ring einer langen Gedankenkette.

Man kann viele Dinge kaufen, die unbezahlbar sind.

Es giebt Fälle in denen vernünftig sein feig sein heißt.

Seit dem bekannten Siege der Schildkröte über den Hasen, halten ihre Abkömmlinge sich für Schnellläufer.

Es giebt Menschen mit leuchtendem und Menschen mit glänzendem Verstande. Die ersten erhellen ihre Umgebung, die zweiten verdunkeln sie.

Man fordere nicht Wahrhaftigkeit von den Frauen so lange man sie in dem Glauben erzieht, ihr vornehmster Lebenszweck sei — zu gefallen.

In der Jugend lernt, im Alter versteht man.

Alles wird uns heimgezahlt, wenn auch nicht von jenen, welche ausgeborgt haben.

Die Menschen, denen wir eine Stütze sind, die geben uns den Halt im Leben.

Sei deines Willens Herr und deines Gewissens Knecht.

Wir werden vom Schicksal hart oder weich geklopft, es kommt nur auf das Material an.

Schon eingangs habe ich es versucht die Freiin von Ebner-Eschenbach als Erzählerin zu charakterisiren, jetzt sei mir gestattet ihrer einschlägigen Werke zu gedenken. Diese sind: „Božena“. Roman. Cotta. 1876. „Erzählungen“. 2. Auflage. Stuttgart. J. G. Cotta. (1. Auflage 1875.) „Neue Erzählungen“. 1881. Berlin. Fr. Ebhardt. „Dorf- und Schlossgeschichten“. 1883. Berlin. Gebr. Paetel.

Sowohl in der „Božena“ als in den „Erzählungen“ hat sie prächtige Figuren geschaffen und in denselben so

wie auch in den folgenden ihre Vorliebe kund gethan, Persönlichkeiten aus einfach bürgerlichen Kreisen zu wählen, deren Schicksale sie in anziehendster Weise schildert. Solch' treffliche Gestalten sind: Božena, ein Spätgeborener und Lotti die Uhrmacherin. Letztere Novelle ist in dem Buche „Neue Erzählungen“ eingereiht, die der Verfasserin viel Anerkennung eintrugen. Abgerechnet die erste „Ein kleiner Roman“, sind die anderen des gespendeten Lobes wert. Sie ist Meisterin der Charakteristik. Ich weise nochmals auf die prächtigen markigen Gestalten der Freiherrn von Gemperlein hin. — „Lotti“ die Uhrmacherin, giebt der Verfasserin Gelegenheit einige Urtheile auszusprechen, die deutliches Zeugnis ablegen von dem Ernste, mit dem sie die Aufgabe des Schriftstellers erfaßt. So äußert sie sich über den Sensationsroman, den sie eine „klägliche Missgeburt unseres schreibelustigen Jahrhunderts“ nennt: „Da war dem Thier im Menschen jede Regung abgelauscht und mit schamloser Genauigkeit auseinandergesetzt. Da war eine gezwungene, erlogene Sinnlichkeit, aus der die offenbare Ohnmacht mit bleicher Fratze hervorgrinste. Da war die Fülle minderer Wirklichkeit aus dem Strom des gemeinen Lebens geschöpft, da fehlte alle höchste Wahrheit, die der Poesie. Da war endlich der Nothbehelf, der armselige einer lahmen Phantasie, das mit photographischer Treue und Verzerrung gezeichnete Portrait; Persönlichkeiten, aus dem Schutz des Hauses gerissen und an den Pranger gestellt, zur Augenweide eines Publicums, demjenigen verwandt, das sich zu den Hinrichtungen drängt“.

Zartsinnig und originell, ihre anmuthigste Schöpfung, ist die Erzählung „Nach dem Tode“, hier ist der Vorwurf schwierig, aber in wirklich genialer Weise durchgeführt. Ueberhaupt kann ich die Bemerkung nicht vermeiden, daß

die Motive der geistreichen Erzählerin manchmal sehr gewagt sind, aber, und das ist hier die Hauptsache, sie vollziehen sich stets in ganz begreiflicher Weise. Es scheint mir am leichtesten ein Urtheil über ihre Novellen zu fällen, wenn ich jene Worte citire, die in der bereits mehrfach erwähnten Erzählung „Lotti" vorkommen und die so genau auf Alles passen, was Frau von Ebner-Eschenbach bisher geschrieben. Da heißt es: „Offenbar hatte der Dichter nicht durch das Interesse an seiner Fabel zu wirken gesucht; was da fesselte und bezwang, das war der Schönheitszauber, der in dem schlichten Bilde webte, das war die Wahrheit und die Leidenschaft, die es athmete, und wen man darin am liebsten gewann, das war der Dichter selbst. Absichtslos, ja wider Willen hob sich seine Gestalt verklärt aus seinem Werke und erschien so liebenswürdig wie die verkörperte Jugend. Er war von Begeisterung durchglüht, vom Talent getragen; eine Unendlichkeit wogte in seiner Seele. Für Ernst und Scherz, für Zorn und Wehmuth, Haß und Liebe, für jede Stimmung und Empfindung der menschlichen Brust lag das Verständnis in seinem Herzen". — Und wie wahr ist der so liebenswürdig geschilderten alten Jungfer Lotti Warnungsruf an den auf Abwege gerathenen Schriftsteller: „O glauben Sie nicht, eine verschämte, alte Jungfer zu hören, die sich einbildet, ein Mann, ein Schriftsteller, der seine Zeit schildern will, werde die Feder immer nur in Blüthenduft und Morgenthau tauchen. Ihr habt Furchtbares zu zeichnen, zeichnet es denn mit furchtbarer Kraft und Deutlichkeit, aber auch mit dem tiefinnerlichen Schaudern, das euer Schüler, euer Leser, bebend mitempfindet. Nur nicht mit dem ecklen, im Häßlichen wühlenden Behagen, das sich auf jenen überträgt".

In den „Dorf- und Schlossgeschichten" begegnen wir

derselben psychologischen Vertiefung, derselben Anmuth, wie in den bisher besprochenen Erzählungen. So können wir stets mit Vergnügen jeder neuen Gabe entgegensehen, die unsere Schriftstellerin auf den Altar der deutschen Dichtung legt.

Zu jenen Schriftstellerinnen Böhmens, die bisher noch keine selbständigen Werke veröffentlichten, sonst aber durch ihr Erzählertalent sich einen ansehnlichen Leserkreis erwarben, gehört Frau Nora Görner in Prag. Sie wurde daselbst am 6. September 1832 geboren und heiratete am 14. Juli 1855 den Landesadvokaten Dr. A. Görner. Ihr Vater war Chef der Firma „Wenzel Bakta". Obschon er das ererbte Droguengeschäft durch die Creirung eines chemischen Laboratoriums und eines chemisch-physikalischen Cabinets vergrößerte und das hundertjährige Jubiläum der Firma feierte, war er doch mehr Gelehrter als Kaufmann. Er schrieb Monographien über verschiedene Droguen, betrieb mikroskopische Untersuchungen, war Mitglied mehrerer wissenschaftlicher Vereine und besuchte bis an sein Lebensende, durch dreißig Jahre, alle Naturforscherversammlungen, bei welcher Gelegenheit er die berühmtesten Gelehrten, wie A. von Humboldt, Liebig u. A. kennen lernte. Seine alljährlichen Berichte über den Droguenhandel waren nicht nur förmliche Essays über die allgemeinen Geschäftsverhältnisse, sondern auch politische Excursionen, die wohl den Apothekern, die sie in die Hände bekamen, seltsam genug vorkommen mochten. Da Nora einen ziemlich guten Stil schrieb, musste sie alles, was der Vater verfasste, überlesen, und da er die Gewohnheit hatte, seinen Gedanken in sehr langen Sätzen Ausdruck zu verleihen, musste sie auch corrigieren. Es war sein größter Stolz, die Tochter seinen kleinen Secretär zu nennen. Und die Mutter? Sie leitete die Erziehung ihrer sechs Kinder, führte den großen Haushalt mit bewunderns-

werther Energie — und war dabei eine liebevolle, opferfähige Frau. Ihre älteste Tochter Nora hatte die Energie der Mutter wohl nicht geerbt, aber sie war mit lebhafter Phantasie begabt, die sich schon in frühester Jugend Bahn brach. So begann sie schon mit elf Jahren ein Tagebuch zu führen und suchte sich selbst bei mechanischen Beschäftigungen durch Versemachen die Zeit zu vertreiben. Sie dichtete beim Bereiten des Kaffees ebenso wie beim Stopfen der Strümpfe, und wenn Frau Nora Görner auch kein besonderes Gewicht auf ihre Verse legt, so möchte ich im Gegentheil behaupten, dass sie eben im Bau derselben, in der leichten, fließenden Sprache ein nicht zu unterschätzendes Talent zeigt, das bei fortdauernder Pflege gewiss sehr schöne Früchte gezeigt hätte. Doch das Versefieber nahm bei ihr ab. Mit ihrer Verheiratung trat dieser Wendepunkt ein; die Gaben der Muse wurden seltener, freilich auch besser und gereifter. Endlich begann sie, lediglich dem inneren Drange folgend, eine Novelle zu schreiben, doch sie bewahrte ihr Geheimnis vor jedem Auge.

Ein Besuch in der Redaction der „Bohemia“ in fremder Angelegenheit, brachte sie mit Franz Klutschak in nähere Berührung und war entscheidend für sie. Als sie nach Beendigung der geschäftlichen Angelegenheit schon in der Thüre stand, da ergriff sie, wie eine Eingebung, der Gedanke: „Benütze die Gelegenheit“, und sie stammelte die Frage, ob sie wohl etwas zur Lecture einsenden dürfe? Klutschak gab lächelnd seine Einwilligung und später den beglückenden Bescheid, die Novelle „Flora“ sei mit einigen Kürzungen druckfähig. Es war eine Geschichte in Briefen, die bald darauf in der „Bohemia“ unter der Chiffre N. G. erschien. Ihr folgten bald eine Menge kleiner Humoresken und der größere Roman in Tagebuchform: „Otto Horn“. Dann

schrieb sie in gewöhnlicher Erzählungsweise eine Art Dorfgeschichte „Lieutenant Bertl“ und die Novelle: „Die Kinder der Verbrecher“. Einmal so weit, warf sie alle Scheu ab und schaffte weiter. In Rosegger's „Heimgarten“ erschien die Humoreske: „Der Selbstmörder“ und viele andere kleine Aufsätze; auch das „Prager Abendblatt“ brachte eine Novelle: „Adeline“ und erst kürzlich einen großen Roman: „Veränderte Verhältnisse“, den sie in Buchform veröffentlichte. (Bei Schottlaender in Breslau, 1885.) Mit den „Dioskuren“ brachte sie Karl Egon Ebert in Verbindung und sie führte sich dort mit einem Aufsatze: „Alte Mädchen“ ein. Persönlich wurde sie mit Ebert bei Gelegenheit seines 70. Geburtstages bekannt. Es wurden ihm damals große Ovationen dargebracht und unter Anderen auch, auf Intervention des Gatten unserer Schriftstellerin, der damals Landesausschuss-Beisitzer und Intendant des deutschen Theaters war, das Drama: „Bretislaw und Jutta“ gegeben. Der Dichter wohnte der Vorstellung bei. Um ihrem Gatten Dank zu sagen, kam er in dessen Haus und überbrachte ihm „die frommen Gedanken eines weltlichen Mannes“. Seitdem besuchte Nora Görner den Dichtergreis öfter und war auch unter denen, die ihm an seinem 80. Geburtstage ein Lied in dem Album weihen durften, das man ihm überreichte. Bald nachher schrieb er seinen Schwanengesang: „Des Greises Frühlingsfeier“ und starb.

Frau Nora Görner sucht übrigens in der Zeit, welche ihr nach Erfüllung der häuslichen Pflichten noch bleibt, auch auf dem Gebiete des Vereinslebens nützlich zu sein. Sie ist seit 13 Jahren Vorsteherin des Prager Krippenvereines und im Ausschusse des Frauenerwerb-Vereines nach Thunlichkeit thätig. Diese anregenden Beschäftigungen und der Umgang mit ihren erwachsenen Söhnen bewahren sie,

obwohl sie der Jugend schon lange Valet gesagt, vor dem eigentlichen Altwerden.

Ebenso wie Frau Nora Görner, hat die unter dem Pseudonym Julius Kehlheim in deutsch-böhmischen Lesekreisen bestbekannte Schriftstellerin, Frau Antonia de Giorgy, bisher kein selbständiges Werk veröffentlicht. Sie ist die jüngste Tochter eines der bedeutendsten österreichischen Criminalrichter, des Landesgerichtsrathes Kattny. Ihren Hang zur Poesie hatte sie schon unter der Leitung ihres trefflichen Vaters gepflegt. In der Familie vereinigten sich die verschiedensten Nationalitäten. Der Vater war ein Böhme, die Mutter eine Polin, ihr Großvater ein Franzose, die Großmutter eine Schwäbin, — und da sie alle unter einem Dache lebten, nahm auch Antonia schon frühzeitig die verschiedensten Eindrücke in sich auf und lernte mehrere Sprachen gleichzeitig. Jung verheiratet, ward sie mit siebenundzwanzig Jahren Witwe und bald fühlend, dass sie eines Haltes im Leben bedürfe, wandte sie sich mit Eifer und Liebe der Literatur zu. Sie hatte unter anderen auch ein historisches Drama: „Jakobäa von Jülich" geschrieben, das in Prag zweimal gegeben wurde. Man lobte die Diction und den gedanklichen Inhalt desselben, doch erwies sich das Werk nicht bühnenwirksam genug. Um sich auf literarischem Gebiete freier zu bewegen, hatte sie ihr Pseudonym Julius Kehlheim gewählt und schrieb für die bedeutendste deutsch-böhmische Zeitschrift „Bohemia", zu deren Mitarbeitern sie seit Jahren zählt.

Ihre Aufsätze sind meist moralphilosophischen Inhaltes, doch ist ihr auch das culturgeschichtliche und literarhistorische Genre nicht fremd. So hat sie eine Reihe von Studienköpfen veröffentlicht, wie „Rahel", „Charlotte Stieglitz", „George Sand", „Anne Louise Germaine von Staël" und

„Sophie de Monnier“. Ihr eigentliches und liebstes Gebiet aber ist die Novelle. Es seien hier nur die in der „Bohemia“ veröffentlichten „Ein jüngerer Gatte“, „Ohne Liebe“, „Paul“ und „Die Paradiesesschlange“ und ihre jüngste historische Novelle erwähnt, die unter dem Titel „Der Prophet von Florenz“ im 2. Jahrgange (1884) des von dem deutsch-böhmischen Dichter Wilh. Ressel herausgegebenen „Reichenberger Familienfreund“ erschien und den Prior von St. Marco, Savonarola, zum Helden hat. Wir begegnen der begabten Dame jedoch auch auf dem Gebiete der gebundenen Rede und geben gerne zu, dass der reine klare Fluss ihrer Verse, die Leichtigkeit, mit der sie ihrem Gedanken- und Gefühlsleben auch im Kleide des Reimes Ausdruck verleiht.

Von Julius Kehlheim's schönem poetischen Talente möge folgendes Gedicht Zeugnis geben:

Die graue Schwester.

Sie hat die ganze bange, lange Nacht
Am Krankenlager off'nen Aug's durchwacht,
Und still dem Kampf gelauschet fremder Schmerzen.
Doch endlich sind vorbei die schweren Stunden,
Die Mutter hat sie tapfer überwunden,
Froh, selig, stolz hält sie ihr Kind am Herzen.

Der Vater, der im Vorgemache weilt,
Kommt auf den ersten Schrei herbeigeeilt —
Wie schien so träge ihm die Zeit zu schleichen!
Nun stürmt er froh herein, sinkt selig nieder,
Besieht die winzig kleinen Puppenglieder,
„Wie schön es ist — es hat nicht Seinesgleichen!“

„Es gleichet dir, Stefana, auf ein Haar!“
„Nein, Rudolf nein, dir gleicht es ganz und gar!“
Ein Händedruck den sanften Streit beendet.

Dann küſst er ſie im neuen Vaterglücke,
Mit einem Kuſs ſo rein, daſs ſelbſt die Blicke
Die Nonne nicht verletzet von ihm wendet.

„Nun ſchlafe, daſs die Aeuglein munter ſind!“
Die Nonne aber nimmt an ſich das Kind,
Preſst ſtill an's Herz das kaum gebor'ne Weſen,
Das erſt den Blick erſchloß dem neuen Lichte,
Die Ruhe weicht aus ihrem Angeſichte
Und düſt're Sinnen ſind darauf zu leſen.

Sowie ein chemiſch einſt beſchrieb'nes Blatt
Geheimes jahrelang bewahret hat,
Bis es die Flammennähe aufgeſchloſſen —
So hat der Jungfrau tiefgeheimes Wehe
Erſt eines ungeahnten Glückes Nähe
Mit grellem Scheine plötzlich übergoſſen.

„Warum nur mir die ew'ge Einſamkeit,
Der Roſenkranz, das ſchmucklos graue Kleid?
Kein Liebeswort, kein ſelig frohes Werben!
Warum dem Einen alles Glück im Leben,
Dem anderen ein dornenvolles Streben
Ein glücklos Leben und ein einſam Sterben!“

Sie muſtert nun das Kind mit trüben Blick,
„Wie iſt des Lebens Höchſtes — Mutterglück!
Schön mag es ſein dem Liebſten zu begegnen!
Schön mag es ſein das Höchſte dann erſehnen
Und es begrüßen froh mit Dankesthränen,
Die ſeinen Eintritt in das Leben ſegnen.“

Und wie ſie alſo klagend ſinnt,
Benetzet ihrer Thränenfluth das Kind,
Sowie der Morgenthau benetzt die Roſe.
Daſs dieſe zarte, kleine Menſchenblüthe
Schon Thränen trinken muſs, iſt's dem Gemüthe
Ein Bildnis nicht von jedem Menſchenloſe?

Und in der Thräne, die dem Aug' entquillt
Wie malt ſich eines Frauenlebens Bild,

Sie kennt sie nun die längst versäumten Wonnen —
Mag dursten sie darnach mit heißen Zähren,
Ihr kann die Welt kein volles Glück gewähren,
Verschüttet sind ihr ja des Glückes Bronnen.

Da fasst ihr Kreuz sie mit der linken Hand,
Indeß die andere das Kind umwand,
„Der Quell ist mir verschüttet oder trübe!
Nicht darf den Becher ich wie And're füllen,
Doch bleibt den brennend heißen Durst zu stillen
Das große Weltmeer mir der Menschenliebe.

Dem Waisenkinde darf ich Mutter sein,
Und bleibe doch die Jungfrau hehr und rein.
Ist Einsamkeit mir auch als Los beschieden;
Ich darf für And're wirken, dulden, streben —
Schwer ist mein Weg, doch nicht verfehlt mein Leben,
Ich danke dir mein Gott — ich bin zufrieden!"

Die in Böhmens Hauptstadt besonders als Schauspielerin beliebte Frau Anna Versing-Hauptmann darf ich in meinen bescheidenen Aufzeichnungen nicht übergehen, denn sie ist schon zweimal mit dichterischen Gaben an die Oeffentlichkeit getreten. — 1834 zu Mainz geboren, widmete sie sich, einer Schauspielerfamilie entstammend, ebenfalls der darstellenden Kunst und heiratete den Buchhändler Hauptmann, zugleich dem Bühnenleben entsagend. Doch bald erwachte wieder die Sehnsucht nach den weltbedeutenden Brettern und so sehen wir sie denn seit 1859 an verschiedenen größeren Bühnen Oesterreich-Ungarns und Deutschlands als Priesterin Thalias wirken. — 1861 veröffentlichte sie ein Bändchen „Jugendlieder", ließ dieselben aber 1881 durch neue in dem Zeitraume von 20 Jahren entstandene Gedichte vermehrt, bei Rosner in Wien unter dem Titel „Jugendlieder und Lebensbilder" in 2. Ausgabe erscheinen und trat in dem Vorworte in so anspruchsloser

Weise auf, dass der Leser diese für den Freundeskreis bestimmte poetische Gabe der Künstlerin dankbarst entgegennimmt. Sie selbst will in erster Linie als solche gelten und ist sich dessen wohl bewusst, dass die Dichterin der Künstlerin nachsteht. „Ich strebe nicht“, sagte sie, „nach der Auszeichnung, mir den Namen einer Dichterin zu erkämpfen, mit ganzer Seele hänge ich an der dramatischen Kunst; ich geize nach dem Ruhme durch unermüdeten Fleiß und innige Begeisterung, einst mit den Besseren genannt zu werden.“ Mögen die Gedichte der Frau Versing-Hauptmann auch strengeren Anforderungen an künstlerisch durchgeführte Formen nicht ganz entsprechen — eines wird aber der grämlichste Kritiker zugeben: dass die Poesien warm empfunden sind, von reichem Gemüthsleben zeugen und uns die Verfasserin als eine wackere Frau kennen lehren. Auch als Novellistin hat sie sich versucht, wie dies ihre „Der Rollenschreiber“ betitelte, in der von Max Bern herausgegebenen Miniaturbibliothek „Liliput“ (1880, 2. Band) erschienene Erzählung zeigt. Zur Vervollständigung ihres literarischen Porträts möge eine Blüthe aus ihrem Liederkranze hier Platz finden:

Wahl.

Offene Rose am Stocke,
Ich breche dich!
Schmück' noch ein Weilchen die Locke
Und schmücke mich! —
Dich duft'ges Knösplein zu nehmen,
Würd' ich mich schämen,
Dich Knösplein roth! —
Du scheinst noch viel tausend Fragen
Im Kelch zu tragen . . .
Fragen . . . . . .
Für mich schon todt!

Wie bei Frau Versing-Hauptmann nimmt das dichterische Schaffen auch bei Wilhelmine Wiechowsky erst die zweite Stelle ein, mit dem Unterschiede, dass diese in erster Linie nicht als Künstlerin, sondern als Lehrerin thätig ist. Bisher ist es erst ein Werk, das sie der Oeffentlichkeit übergab, u. z. das ausgesprochenermaßen nach pädagogischen Principien verfasste „Märchenbuch“, welches 1879 bei Tempsky in Prag erschien und die Aufgabe verfolgt, „die ins Schrankenlose schweifende Phantasie des Kindes in die Grenzen des Guten, Wahren und Schönen zu bannen“. Hoher, sittlicher Ernst und wahres, tiefinniges Verständnis für der Kleinen Denken zeichnen die in dem Buche enthaltenen Märchen vortheilhaft aus.

Frau Wilhelmine Wiechowsky wurde als einziges Kind des Doctors Meißner am 3. December 1834 in Böhmisch-Zwickau geboren. Schon 1838 übersiedelten die Eltern nach Prag, wo unsere Schriftstellerin ihre Ausbildung erhielt. Mit ihrem 17. Jahre hörte sie den pädagogischen Lehrcurs, aus welchem sich später die jetzige Lehrerinnen-Bildungs-Anstalt entwickelte. Nachdem sie sich einige Jahre hindurch mit Unterricht beschäftigt und sich der Pflege der Musik und des Gesanges, sowie dem Studium moderner Sprachen gewidmet hatte, vermählte sie sich 1866 dem Dr. Alexander Wiechowsky, der damals Director einer mit dem Oeffentlichkeitsrechte betrauten Privatmittelschule war. 1869 betheiligte sie sich an der Begründung des deutschen, pädagogischen Vereins in Prag und rief 1871 innerhalb desselben eine Frauensection ins Leben, die sich die würdige geistige Emancipation der Frau zur Aufgabe stellte. Durch acht Jahre hatte sie die Stelle einer Vorsitzenden dieser Frauensection inne. 1872 trat ihr Gatte in den Staatsdienst und wurde Director der k. k. deutschen Lehrerbildungsanstalt in

Prag. In ihrer Ehe stand sie dem ausgezeichneten Schulmanne, ein guter Kamerad, getreu zur Seite; sie hatte ihm zur Verwirklichung seiner Pläne ihr väterliches Erbtheil geschenkt und später, als durch seine Krankheit Jahre des Martyriums folgten, auch noch das Erbe ihrer Tante willig geopfert. Am 1. Februar 1883 starb Alexander Wiechowsky, einer der hervorragendsten Pädagogen Oesterreichs. Die trauernde Witwe hat dem edlen Manne in der Broschüre: „Dr. A. Wiechowsky. Eine Biographie von W. Wiechowsky (Separatabdruck aus den Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Jahrgang XXI. Nr. 4)“ ein würdiges Denkmal gesetzt.

Was die schriftstellerische Thätigkeit der Verfasserin des „Märchenbuch“ anbetrifft, müssen wir zuerst ihrer Mitarbeit an den „Blättern für Erziehung und Unterricht“ gedenken. Sie hatte theils unter der Chiffre F., theils unter dem Pseudonym Fides pädagogische Abhandlungen und Recensionen über eingesandte Werke geschrieben. Viele ihrer pädagogischen Schriften wurden preisgekrönt, so ihre Abhandlungen über „Das Märchen“ und „Zur Pflege des Glückes“, oder „Ueber den Unterricht in den modernen Sprachen“, „Ueber weibliche Gymnasien“ u. a. m.

Ihre Thätigkeit auf schönliterarischem Gebiete ist minder bedeutend. Außer zwei Jugenderzählungen in Thekla Gumpert's „Töchteralbum“ schrieb sie „Bilder aus dem Leben“ und kleinere Novellen für Prager Tageblätter. So entstanden „Die seidene Wiege“, „Ein Myrthenkranz“ und „Zwei Töchter und ein Schwiegersohn“. Noch erwähnenswert scheint mir, dass die fleißige Frau, die auf sich selbst beschränkt, ihre fünf Kinder zu erziehen und zu ernähren hat, einen zweiten Theil der Märchensammlung und das Manuscript „Wie können wir unsere Kinder gesund an Leib und

Seele erhalten?" druckfertig zur Hand hat. Eine Veröffentlichung der letzteren Abhandlung wäre schon deshalb wünschenswert, weil selbe bereits die wärmste Anerkennung gefunden.

Noch einer anderen ebenfalls als Lehrerin thätigen Schriftstellerin sei hier in Kürze Erwähnung gethan, es ist Fräulein Therese Mirani, die, eine Tochter des deutschböhmischen Schriftstellers Heinrich Mirani (Verfasser von „Erzählungen aus der Vorzeit Böhmens", 2. Aufl., 1845 u. a.) am 2. December 1824 in Prag geboren wurde. Sie ist die Erfinderin der Broderie dentelle und wirkt gegenwärtig als erste Lehrerin an der Stickerei-Schule in Wien. Meine freundlichen Leserinnen werden wohl selbst mit Interesse jenen hübschen Artikeln der größeren Blätter (wie „Neue Freie Presse" und „Neue Illustrirte Zeitung") folgen, die geistreiche Plaudereien über die Mode sind, in welcher Specialität sich die genannte Dame ebenso hervorthut, wie Frau Ida Barber.

In den Kreis der hier vertretenen deutschen Dichterinnen gehört auch die in Graz lebende Witwe eines österreichischen Militärschriftstellers, der sich seinerzeit unter der Chiffre A. d. A. (Aus der Armee) hervorthat. Es ist Camilla Gräfin Seyssel d'Aix, die als jüngste Tochter des k. k. Obersten Kalser Edler von Maasfeld am 7. Juni 1842 zu Königgrätz geboren wurde und seit einer Reihe von Jahren unter dem nom de guerre „C. Cressieux" literarisch thätig ist. Ihre Eltern entstammen väterlicherseits einer angesehenen tyroler Patricierfamilie, ihre Mutter gehörte dem alten freiherrlichen Geschlechte der Honrichs an, deren Fideicommißherrschaft in Mähren als die Besitzung Kunstadt liegt, wo die Gräfin auch ihre Kinderjahre verlebte. Da ihr Vater später durch lange Zeit Festungs-Commandant von

Kufstein war, kam sie in das adelige Damenstift zu Dietramszell in Bayern und vermählte sich 1866 mit dem bereits genannten Militärschriftsteller und k. k. Hauptmann August Grafen Seyssel d'Aix. Mit ihrem Gatten lebte sie, obwohl er bedeutend älter war, in der glücklichsten Ehe, doch sie sollten auch schwere Schicksalsschläge durch den Verlust des beiderseitigen Vermögens erleiden. Auf ihres Gatten Zureden begann die junge Frau für die Oeffentlichkeit zu schreiben und so entstand der Roman „Aus dem High-life", der 1868 bei Hoffmann & Campe verlegt wurde. Dieses Werk, das wegen seiner freisinnigen Haltung großes Aufsehen erregte, der Schriftstellerin aber auch viel Feinde zuzog, hatte besonders das Wohlgefallen Hackländers erregt und bot für die Leihbibliotheken reichen Absatz. Ihre folgenden Werke waren: „Sechs Wochen Strohwitwer, Episode aus dem Leben", (Wien, Hartleben, 1869) „Von Wien nach Paris, Reiseskizze aus dem deutsch-französischen Kriege" (Wien, 1870) und „Die Kunstreiterin" (Leipzig, 1873 bei Günther). Besonders der letzte Roman hat zu manch' freundlicher Beurtheilung des schönen Erzählertalentes der fleißigen, wackeren Frau Anlaß gegeben, die seit dem 1872 erfolgten Tode ihres Gatten nun ganz zurückgezogen ihrem einzigen Kinde lebt. Gräfin Seyssel ist in Graz speciell für die „Morgenpost", doch sonst auch für andere Journale Oesterreichs thätig und pflegt außer der Novelle (Schein und Wahrheit, Röschen, Die Grafen von Sinclair u. a.) noch besonders das Feuilleton.

Eine mannhafte Vorkämpferin des Deutschthums in Oesterreich hat uns das schöne Mährerland gegeben — es ist die in Wien lebende Frau Rosa Barach. Was auch die Kritik an ihren bisherigen poetischen Leistungen besonders hervorhob, ich stehe nicht an als ihr Bestes jene

Dichtungen hinzustellen, in denen ihre glühende Vaterlandsliebe, ihre Begeisterung für Oesterreich und seinen Kaiser markigen, kernhaften Ausdruck findet. Wie wenig wird der in anderen Landen so mächtig blühende und reiche Früchte tragende Zweig der patriotischen Dichtung bei uns gepflegt! Dreimal Dank daher den deutschen Frauen Oesterreichs, die Worte finden für ein Gefühl, das zu den erhabensten des Menschenherzens gehört, die in kräftigen Liedern vor die Oeffentlichkeit treten und damit an manches im Opiumschlummer eines nichtswürdigen Indifferentismus befangene Herz pochen. Unter ihnen schreitet Rosa Barach voran, die Verfasserin der Hymne:

„Das deutsche Wort“.

Ertöne laut du deutsches Wort,
Hinaus in Nah und Ferne
Du bist uns ja ein treuer Hort,
Wir hören dich so gerne.
„Trotz Alledem und Alledem“ — — — —
Wo deutsch das Wort das freie,
Da stehet Wahrheit, stehet Recht
Mit uns und deutsche Treue.

Ertön' im Lied du deutsches Wort,
Aus tiefstem Herzensgrunde,
Es trage dich von Ort zu Ort,
Trag dich von Mund zu Munde.
„Trotz Alledem und Alledem“ — — — —
Wo deutsche Lieder sprießen,
Da sehen wir die Geister all'
Dem Lichte sich erschließen.

Wo deutscher Geist und deutsches Wort
Euch grüßen, deutsche Lieder,
An diesem schönen, heil'gen Ort,
Ihr Brüder laßt Euch nieder.
„Trotz Alledem und Alledem“ — — — —
Wo deutsche Männer stehen,

Da wird auch treu und frei und wahr
Der Freiheit Banner wehen.

Blickt hin auf unsere Väter all'
In heil'gen deutschen Landen,
Es klang ihr Wort wie Schwerterschall,
Geeint, befreit von Banden.
„Trotz Alledem und Alledem" — — — —
Erhebt das Wort das starke,
Auch Schwertern gleich, zu Schutz und Wehr,
Es sei des Deutschthums Marke.

Erhebt das deutsche freie Wort,
Jauchzt' es in Nah und Ferne,
Es braus' im Lied von Ort zu Ort
Bis an die ew'gen Sterne.
„Trotz Alledem und Alledem" — — — —
Und trotz der Feinde Streben
Für's treue, freie deutsche Wort
All' unser Blut und Leben.

Als Tochter eines Grabsteinhauers zu Neu-Raußnitz 1842 geboren, zeigte sie schon in der Kindheit eine glühende Sehnsucht nach geistiger Nahrung und wurde endlich auf ihr inniges Bitten in's Ursulinerkloster nach Brünn gegeben, wo sie denn auch fleißig lernte. Später zu einer fernen Verwandten geschickt, wo sie für „die Kost" nähen sollte, dabei aber auch den französischen Cours hören durfte, erwachte in ihr durch die Bekanntschaft mit Mädchen reicher und angesehener Häuser der Durst nach solchen Wissenschaften, die in den Mauern ihrer Klosterschule nicht gelehrt wurden — sie fasste ein Herz und gieng zu ihrem Onkel Dr. Professor Pisko, der damals am Brünner Gymnasium als Lehrer wirkte. Er gab ihr eine Physik mit den Worten: „Da hast du, lerne!" — Als sie ihm das Buch dankend wiederbrachte, meinte er: „Schade, dass du kein Junge bist". — Doch harte Jahre folgten. Sie wollte lernen,

mußte aber des Nachts fleißig nähen und kleine Häubchen häckeln, um sich von dem Erlös Bücher kaufen zu können. So sammelte sie sich Kenntnisse, um später eine Stelle als Erzieherin annehmen zu können. In dieser Eigenschaft wirkte sie auch in Wien, wo sie ihr Lehrerinnen-Examen ablegte und eine Mädchenschule gründete. Da lernte sie den Dr. Sigmund Barach kennen und lieben, an dessen Seite sie nun in Zufriedenheit lebt, nachdem eiserner Fleiß und rastlose Thätigkeit jene düsteren Wolken zerstreute, die anfänglich über dem Ehehimmel schwebten.

Lieder, meist trüber Stimmung, waren ihre ersten poetischen Erzeugnisse. An die Oeffentlichkeit aber trat sie mit Erfolg als pädagogische oder besser gesagt Jugendschriftstellerin. Zwei Erzählungen: „Soldatenfritze“, eine nette Dorfepisode aus der österreichischen Geschichte von 1809, sowie „Aus eigener Kraft“, wurden von der Wiener Zeitung: „Illustrirte österreichische Jugendblätter“ mit dem ersten Preise gekrönt und man nannte mit Achtung den Namen der Dichterin, die es verstanden der jugendlichen Lesewelt nachahmungswerte Charaktere vorzuführen und sie zur Vaterlandsliebe anzueifern.

Nachdem Frau Rosa Barach durch zahlreiche Gedichte und prosaische Aufsätze in verschiedenen Blättern Oesterreichs und Deutschlands sich einen Leserkreis erworben, begann sie bald in Wien öffentliche Vorlesungen zu halten, wobei sie reichlichen Beifall erntete. Ein angenehmes Organ und eine einnehmende Erscheinung trugen selbstverständlich nicht wenig zum Erfolge dieser Vorträge bei. Der Schriftsteller Emil Arler äußerte sich nach einem solchen Vorlese-Abende in liebenswürdigster Weise: „Ich habe sie (Barach) vom ersten Anfange an als eine hochgebildete, sehr begabte Schriftstellerin erkannt, aber bekenne aufrichtig, daß ich sie bis zu

dem vorgestrigen Leseabend unterschätzt habe. Sie ist erster Rang, und als Schriftsteller besten Falls dritten Ranges, beuge ich mich verehrend und bewundernd. Eine Leistung, wie ihre Skizze „Lügengeistchen“ muss Jedem imponiren, der halbwegs vom Fache ist“. — Ermuthigt durch solche Erfolge, machte sie eine Reise durch Oesterreich und Deutschland und las in Brünn, Prag und Dresden ihr Gedicht „Gefesselt“, das ihr manch' ein schmeichelhaftes Urtheil eintrug. So äußerte Adolf Klaar: „Das Gedicht enthält ernste gedankliche Partien, die erst, wenn sie gedruckt vorliegen, der tiefer eingehenden Prüfung werden Stand halten müssen, und von denen sich heute nur sagen lässt, dass sie sich zu wirksamster Energie des Ausdruckes steigern. Von den Stimmungsbildern, den Schilderungen und Liebesbildern kann man dagegen schon nach einmaligem Anhören behaupten, dass sie schöne Naturlaute der Empfindung enthalten, mit voller Sprachbeherrschung und zumeist mit ungewöhnlichem Formsinn durchgeführt sind“.

Die Dichtung wurde denn auch bald (1882) der Oeffentlichkeit übergeben. Sie erschien bei Leitgeb in Wien unter dem bereits erwähnten Titel: „Gefesselt“. Die Urtheile der Kritik stimmten nun wohl nicht ganz mit den oben absichtlich citirten Aussprüchen zweier österreichischen Schriftsteller zusammen. Ein guter Vortrag lässt eben manche Schwächen unbemerkt, wenn man aber das Poem schwarz auf weiß vor sich hat und mit Aufmerksamkeit genießt — dann wird das Urtheil jedenfalls leichter gefällt, aber auch gründlicher. Die Gedichte unter dem Gesammttitel „Gefesselt“ bilden eigentlich nur der äußeren Form nach verschiedene, größere und kleinere Abschnitte einer wenig originellen Erzählung in Versen. Der epische Faden, der diese lyrischen Gedichte zu einem Ganzen reihen soll, ist sehr schwach und

hält die theilweise gelungenen und auch den Anforderungen an die Form entsprechenden Poesien nur lose zusammen. Ueber dem Ganzen ruht der Nebel des Pessimismus, den erst zum Schlusse ein Lichtstrahl erhellt, indem die Heldin des Buches, ein liebendes, verlassenes Weib, sich, durch ihres Kindes Lächeln gestärkt, zu neuem Leben emporrafft. Diese glückliche Wendung müssen wir der Poetin sehr zugute halten; sie hat hier erst die Höhe dichterischer Begeisterung erreicht — denn das „Gebet der Mutter", mit welchem „Gefesselt" so zu sagen ausklingt, gehört zu dem Besten was Frau Rosa Barach geschrieben:

O Allerbarmer!
Ich flehe zu dir!
Das Wort, das auf der Lippe erstarrt,
Das Herz, das meist im Trotze verharrt,
Die Thräne, die im Grame versiegt,
Der Geist, der frei das Weltall durchfliegt,
Sie kehren zurück,
Sie flehen zu dir:
Allerbarmer!
O neige dich mir!

Ihren patriotischen Sinn kennzeichnete die rastlos thätige Dichterin durch Herausgabe eines Büchleins: „Aus Oesterreichs Herzen" (1882 bei Leitgeb in Wien). Es bringt eine Sammlung der besten Poesien, welche zur Vermählungsfeier des Kronprinzen Rudolf und der Erzherzogin Stephanie gedichtet wurden. Solch' liebenswürdige Gaben entziehen sich der Kritik und es erübrigt nur den Herausgeberinnen — denn außer Frau Rosa Barach hat sich an diesem patriotischen Werke auch Frau Karoline Murau betheiligt — den tiefgefühlten Dank zu sagen.

So hätte ich denn in objectiver Weise Leben und Wirken einer talentvollen, strebsamen Dichterin geschildert

und erlaube mir nur nochmals an den Ausgangspunkt anzuknüpfen und jener Erzeugnisse ihrer Muse zu gedenken, in denen sie ihrem echt deutschen Sinne und ihrer begeisterten Vaterlandsliebe beredten Ausdruck verleiht und zeigt, dass man ein guter Deutscher und guter Oesterreicher zugleich sein kann. Als Beleg für diese bis zum Ekel angefochtene Behauptung, finde hier ihr vom kaiserlichen Kapellmeister C. Kratzl in Musik gesetztes Lied: „Deutsch-Oesterreich" eine Stelle:

Es steht ein Land so weit und groß,
Das sich zum Sitz die Treu erkoren,
Dies Land es trägt das Glück im Schoß,
Heil dem, der in dem Land geboren.
Auf allen Wegen
Blühender Segen
Freundlich dir lacht,
In seinen Gauen
Kannst du erschauen
Frieden und Macht.
Ist dir's bekannt
Dies schöne Reich?
Ich nenn' es gleich:
Es ist das schöne, es ist das große, das treue Oesterreich!

Es steht ein Blümlein wunderhold
Auf seinen hoffnungsgrünen Fluren,
Erblüht im Frühlingssonnengold
Trägt es der Freiheit lichte Spuren.
Wo es erglühet
Allda erblühet
Friede und Glück.
Darfst zu den fernen
Leuchtenden Sternen
Tragen den Blick.
Und dieses Land
Wo sie entstand,

Dies schöne Reich
Ich nenn' es gleich:
Es ist das schöne, es ist das treue, das freie Oesterreich!

O haltet hoch dies heil'ge Land
Für das einst uns're Väter litten,
Sie haben uns des Glückes Pfand
Im deutschen Oesterreich erstritten.
Ihr Ruf erbrauste,
Wie Sturm er sauste
Zum Licht durch Nacht!
Darum wir halten
Wie einst die Alten
So treu die Wacht
In diesem Land
Am Donaustand,
In diesem Reich
Dem keines gleich
In diesem treuen, in diesem freien, dem deutschen Oesterreich!

Und wenn uns Haß und Tücke droh'n,
Und Zwietracht uns das Glück verneinet,
Dann schaaren wir uns um den Thron,
Dem wir in Leid und Freud geeinet.
Auf denn, ihr Brüder,
Wir seh'n uns wieder
Vor'm Feind, will's Gott.
Ein Mann wir stehen,
Freudig wir sehen
In Kampf und Tod
Für dieses Land
Am Donaustrand,
Für dieses Reich
Dem keines gleich,
Für dieses treue, für dieses freie, für's deutsche Oesterreich!

Dies künde laut, o du mein Lied,
Trag' es bis an die fernsten Marken,
Was Oesterreichs Herzen stolz durchglüht,
Des deutschen Oesterreichs, des starken.

Bis zu den fernen
Leuchtenden Sternen
Trag es empor,
In Jubelworten
Künd' aller Orten
Freudig im Chor:
Dies schöne Land
So wohl bekannt,
Dies große Reich,
Dem keines gleich,
Es ist das treue, es ist das freie, das deutsche Oesterreich!

Ferne von der Heimat lebt und wirkt eine begabte Dame der österreichischen Aristokratie, die Frau Baronin Bertha von Suttner. Sie erblickte als Tochter des k. k. Feldmarschall-Lieutenants und Kämmerers Franz Grafen Kinsky und dessen Gattin Sophie, geb. Körner (aus der Familie des Dichters Körner) am 9. Juni 1843 zu Prag das Licht der Welt. Da Gräfin Kinsky-Körner selbst mit einer 1879 zu Graz herausgegebenen Gedichtensammlung ihre poetischen Neigungen documentirte, mag sich wohl auch auf ihre Tochter das Talent, die Lust zu fabulieren, vererbt haben. Mutter und Bruder sorgten dafür, dass der Gesichtskreis der geistig begabten jungen Dame sich durch das Heraustreten aus beengenden Verhältnissen erweitere, machten mit ihr viele Reisen und hielten sich durch längere Zeit in Paris und Italien auf. Im Jahre 1876 vermählte sie sich mit Arthur Gundaccar Freiherrn von Suttner und unternahm mit ihrem Gatten eine Hochzeitsreise nach dem Kaukasus, um dort eine Freundin zu besuchen, die sie in der Hauptstadt Frankreichs kennen gelernt hatte. Sie kehrten nicht zurück und leben heute noch in einer durch geistige Uebereinstimmung, durch gemeinsames Streben auf gleichem Felde, sowie durch gegenseitige

innige Herzensneigung befestigten, überaus glücklichen Ehe in Tiflis. Frau Baronin Suttner hatte erst 1877 ganz zufällig einige kleine Feuilletons unter dem Pseudonym B. Oulot niedergeschrieben und selbe an die Wiener „Presse", sowie an „Ueber Land und Meer" gesandt. Durch den Erfolg der Annahme ermuntert, schrieb sie immer mehr, so dass sie sich bald ausschließlich dem literarischen Berufe widmete. Frau Baronin Suttner ist sowohl bezüglich ihrer Werke, wie in Rücksicht auf ihren Bildungsgang eine moderne Schriftstellerin. Auge und Sinn offen für die Bewegungen und Bestrebungen unserer Zeit, hat sie sich speciell in die moderne Schule der Evolutions-Philosophie vertieft, studierte eingehend Darwin, Büchner, Herbert Spencer, H. T. Buckle und beschäftigt sich besonders gerne mit französischer Sprache und Literatur, wovon hauptsächlich ihre glühende Begeisterung für Victor Hugo Zeugnis gibt. Die Einflüsse dieser Studien lassen sich selbstredend an ihren Werken leicht erkennen. Ihre bisherige schriftstellerische Thätigkeit ist durchaus nicht geringe. Die bedeutendsten Journale veröffentlichten Novellen und Romane aus ihrer Feder, so die „Deutsche Romanbibliothek" von 1882 den Roman: „Hanne", — die „Gartenlaube" eine Novelle „Ketten und Verkettungen", — „Ueber Land und Meer" die Novelle „Dona Sol", — das „Berliner Tageblatt" die Novelle „Dora's Bekenntnisse", — das „Deutsche Montagsblatt" eine Reihe philosophischer Essays „Freie Vorträge", — die „Neue Illustr. Zeitung" die Novelle „Ein schlechter Mensch". — Auf dem Büchermarkt gelangten die beiden Werke: „Inventarium einer Seele" (1883) und „Ein Manuscript" (1884), beide bei Wilh. Friedrich in Leipzig.

Was die Urtheile anbelangt, welche von Seiten der bedeutendsten kritischen Journale über das „Inventarium

der Seele“ gefällt wurden, können die Frauen stolz sein auf eine Mitschwester von dem literarischen Range der Baronin Suttner. Das Buch gehört in die Kategorie jener Werke, die sich die Popularisirung der philosophischen Wissenschaft zur Aufgabe machen. Unter den Schriftstellerinnen unserer Tage ist es besonders Frau Elise Last, die dieses Gebiet mit großem Glücke betrat, wie ihre Bücher „Kant und Schopenhauer“ und „Die realistische und idealistische Weltanschauung“ in eminenter Weise bezeugen. Doch Frau von Suttner ist, was das „Inventarium der Seele“ anbelangt, mannigfaltiger in ihren Stoffen und bietet daher dem Leser mehr Abwechslung — auch betritt sie in der Behandlungsweise andere Wege. Während die früher genannte Verfasserin von „Mehr Licht“ trotz des Bestrebens, populäre Vortragsweise einzuhalten, doch durch den Gegenstand selbst gezwungen ist, eine immer ernste, mehr ans wissenschaftliche Deducieren anlehnende Sprache zu führen, ist im „Inventarium einer Seele“ durch die innere Verschiedenheit der Capitel auch eine große Mannigfaltigkeit in der Wiedergabe des Gedanken- und Gefühlslebens ermöglicht, wenngleich die einzelnen Theile einen inneren Zusammenhang aufweisen. So bietet uns die geistreiche Frau in einem Capitel eine reizende Novelle, läſst in einem anderen ihren satyrischen Anwandlungen gegen die Sippe der Eintagsphilosophen freien Lauf, um in einem dritten in frappanter Weise den Gedanken durchzuführen, daſs es ein „Böses“ überhaupt nicht gibt. Was uns aber besonders erfreut, ist der Muth, mit welchem sie den Marktschreiern des Pessimismus den Krieg erklärt, daſs sie selbständig genug ist, einer mächtigen Strömung gegenüber ihre Hoffnungsfreudigkeit auf die Besserwerdung des Menschengeschlechtes laut zu bekennen. Die geistig so hochbegabte

Frau Elise Last hat in der Baronin Suttner eine ebenbürtige Genossin. Ihr jüngst erschienenes Buch „Ein Manuscript" enthält eine reizende Plauderei, die Geist und Gemüth des Lesers anregt. In Form eines Tagebuches — für eine Novelle wäre der Stoff zu dürftig — schildert eine noch junge Dame ihr Leben und widmet das Buch ihrer Tochter. Da es ihr nun aber geschehen, dass sie zum zweitenmale das Glück der Liebe erringt, so bietet sich der Verfasserin die Gelegenheit, in anmuthigster Weise auch das neuerwachte Liebesleben der noch jugendlichen Mutter zu schildern. Ein Buch, das besonders in Frauenkreisen unserer liebenswürdigen Schriftstellerin gewiss viele Anhänger werben wird.

Auch das liebliche Franzensbad hat seine deutsche Poetin. Es ist die unter dem Pseudonym Constanze Monter auch als Novellistin thätige Dichterin Rosa Potini. Als Tochter wohlhabender Eltern am 4. December 1844 in Franzensbad geboren, konnte sie sich um so leichter ihrer Lieblingsbeschäftigung widmen, da auch der Verkehr mit den vielen Badegästen ihr eine nicht zu unterschätzende Anregung gab. Während ihre Gedichte auch in außerösterreichischen Journalen oder Almanachen (Elise Polko's „Salon", Ballestrem's „Blumen-Album" u. a.) gerne Aufnahmen fanden, hat sie ihre Erzählungen, die umfanglich und inhaltlich nicht bedeutend, doch oft reizende Schilderungen kleinstädtischen Stilllebens enthalten, zumeist in böhmisch-deutschen Blättern veröffentlicht, so die Novellen: „Diana und Aspasia", „Gold und Elfenbein", „Auch ein Radetzky" u. a. — Ihre gesammelten Poesien erschienen unter dem Titel „Gedichte" bei Saemann 1874 in Franzensbad. Wenn sich auch kein originell-schöpferisches Talent in diesen meist liedartig kurzen Dichtungsblüthen zeigt, so

tragen sie doch zumeist den Stempel der Unmittelbarkeit und natürlicher Einfachkeit. Die Leserinnen mögen sich aus den folgenden Proben davon überzeugen:

Ich sah ihn nur einmal wieder,
Nach langen Zeiten einmal;
Schaut', tief versteckt im Dunkel,
Des schönsten Auges Strahl.
Und sah die dunklen Locken,
Das stolze, schöne Gesicht —
Mein Herz, das bebte, das weinte,
Vergessen kann es nicht!
Und noch im Dunkel lehnt' ich
Das Antlitz, das blasse, zur Wand —
Ich barg es noch und wusste,
Er hätt's doch nimmer erkannt!

„Du sollst es ihm nicht zeigen,
Der elend dich jetzt verließ"! —
So spricht die Vernunft, die kühle,
Ob auch das Herz zerrieß.

Und gerne möcht' ich gehorchen,
Und zeigen möcht ich es nicht,
Trüg' ich den Tod nicht außen
Schon auf dem Angesicht.

Ein bedeutenderes Talent tritt uns in Frau Franziska von Kapff-Essenther entgegen. Sie wurde am 2. April 1849 auf Schloss Waldstein bei Leitomischl als Tochter eines höhergestellten Beamten geboren; verlebte ihre Kindheit in kleineren böhmischen Landstädten und bildete sich, abgesehen von den allerersten Elementarkenntnissen, autodidaktisch. Durch große Kränklichkeit zumeist an's Haus gefesselt, entwickelte sich in ihr eine geistige Frühreife, von welcher unter anderm ein in der Berliner Zeitschrift „Victoria" veröffentlichter Artikel „Ueber den Reim in der Poesie" Zeugnis ablegt, hinter welchem wohl niemand ein

sechzehnjähriges Mädchen vermuthete. Im Jahre 1872 kam sie als Hauptmitarbeiterin der „Allgem. Frauen-Zeitung“ nach Wien, schrieb in dieser Zeit auch für den Berliner „Frauen-Anwalt“ und veröffentlichte ihr erstes größeres Werk: „Frauenehre. Roman aus dem modernen socialen Leben“. (1873 bei Leo & Co. in Wien.) Sie schildert darin die Schicksale eines jungen Mädchens, das einem unwiderstehlichen Drange folgend, als Jüngling verkleidet, Medicin studiert, zum Doctor promovirt wird und sich als weiblicher Arzt eine ehrenvolle Existenz gründet. Der Roman plaidirt für die unbedingte Gleichberechtigung der Frauen in der Auffassung, dass dieselben ihrer Natur entsprechend nur einen mäßigen, specieller Begabung entsprechenden Gebrauch von unumschränkter Freiheit machen würden. Er erschien 1874 in zweiter Auflage, konnte aber vor der Kritik nicht bestehen, denn er ist künstlerisch unreif und nur dilettantenhaft durchgeführt. Im Jahre 1875 erschien im Koch'schen Verlage zu Leipzig ihr satyrisches Epos: „Die sociale Revolution im Thierreiche“, welches den Eindruck der Darwin'schen Theorie im Thierreiche schildernd, das politische Parteiwesen mit besonderer Beziehung auf Oesterreich persiflirt. Das Gedicht ist wohl stellenweise witzig, doch schwach in der Form.

Krankheit und Familienverhältnisse veranlassten die noch jugendliche Schriftstellerin zu einer mehrjährigen Pause in ihren literarischen Arbeiten. Völlig genesen, heiratete sie den Kunst- und Musikschriftsteller Otto von Kapff, an dessen Seite sie in der österreichischen Residenz lebt. Dass die mehrjährige Unterbrechung der dichterischen Thätigkeit vom Guten gewesen, d. h. zur Entwicklung und Klärung des unstreitig schönen Talentes beigetragen, zeigen ihre folgenden Publicationen. Im Jahre 1882 schrieb die Sacher-

Masoch'sche internationale Revue „Auf der Höhe" einen Novellenpreis unter der Bedingung aus: die mit dem Preise zu krönenden Werke müssten neue Bahnen einschlagen, ein Stück Naturgeschichte des Menschen enthalten, ein realistisch-nationales Gepräge haben und von aller conventionellen Prüderie absehen. Bei dieser Gelegenheit wurde ihre Novelle „Mein Weib" preisgekrönt. Unter den Richtern, welche die Erzählung als sehr gutes, originelles, packendes Wiener Sittenbild bezeichneten, befanden sich u. A. Hamerling und J. J. Honegger. Diese Preisnovelle ist nun zusammen mit dem Seitenstücke „Das Sacrament der Liebe" unter dem Titel: „Wiener Sittenbilder" 1884 bei Costenoble in Jena erschienen und hat also seinen Novitätenlauf erst begonnen. Wenn auch der Verfasserin jede Tendenz ferneliegt, Anklänge an die Frauenfrage, an die Emancipation des Weibes wird der Leser in beiden Geschichten zur Genüge finden, — oder, wenn man will, bildet eben diese so wichtige Frage die Grundlage beider Erzählungen. Soll uns das Wunder nehmen? Man bricht nicht und nie gänzlich mit dem, wofür man dereinst in Begeisterung geglüht! In „Mein Weib" hat sich Frau von Kapff das Problem so schwer als nur möglich gemacht — aber umso mehr bewundern wir die männliche Kraft, die feine psychologische Durchführung, die von jeder Prüderie freie Behandlung des heiklen Stoffes.

Mütter werden ihren jungen Töchtern diese Novelle ebenso wenig wie die zweite in die Hand geben, nichtsdestoweniger muss aber die Kritik zugestehen, dass es tüchtige und interessante Arbeiten sind. In der letzteren erweist sich das Sacrament der Liebe stärker als das der Ehe, oder mit anderen Worten, die Heldin zieht das Leben an der Seite des geliebten, aber verheirateten Mannes dem

durch die Ehe gefestigten, gesetzlich und kirchlich legitim erklärten vor — ein ebenfalls nicht alltägliches, ein nichts weniger als moralisches Thema — und wenn auch mit derselben Kühnheit wie „Mein Weib“ gedacht und durchgeführt, ermangeln wir am Schlusse doch des befriedigenden Eindruckes. Alles in Allem genommen, zeigt uns Frau von Kapff, dass sie mit innigem Verständnis hineingriff ins volle Menschenleben, hineinblickte ins volle Menschenherz — und sie versteht es auch zu überzeugen! Ein Vorzug, der nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Ihre Aufgabe ist es, den Menschen im realistischen Sinne zu schildern.

Aber auch das humoristische Genre hat sie wieder aufgenommen, das zeigte sie in der vor kurzer Zeit in den Münchener „Fliegenden Blättern“ erschienenen Humoreske: „Ein gelöstes Problem“, die eine harmlose Satyre auf die Stubengelehrsamkeit bildet.

Jene Schriftstellerinnen oder Dichterinnen Böhmens, Mährens und Schlesiens, die sich wie Frau von Kapff dauernd in der österreichischen Residenz niedergelassen, sind Gräfin Anna Pongrácz, Fräulein Elise Hoyer, Fräulein C. Wild und Frau Caroline Bruch-Sinn. Die erstere, eine Tochter des k. k. Kämmerers Grafen Franz Pongrácz von Miklos und Ovár und der Gräfin Caroline Pongrácz, geb. Gräfin Normann-Ehrenfels, erblickte in Teschen in Schlesien das Licht der Welt und lebt seit 1875 in Wien, von Zeit zu Zeit eine ihrer gut durchdachten Novellen oder hübsch ausgeführten Skizzen in größeren Journalen veröffentlichend. Ihre Erstlingsarbeit, eine Novelle, aus dem Jahre 1875 stammend, wurde 1879 unter dem Titel: „Aus eigener Wahl“ in „Ueber Land und Meer“ abgedruckt, in welchem Blatte auch ihre „Skizzen aus der Gesellschaft und dem Leben“ erschienen, deren einige

auch ins Ungarische übertragen wurden. Auch mit Gedichten debutirt die talentvolle Dame, von der H. Lorm bei Gelegenheit der Besprechung ihres mit psychologischem Realismus durchgeführten Lebensbildes „Die Hässliche“ den Ausspruch thut: „Ich zweifle nicht, dass man bald von Gräfin Pongrácz sprechen wird.“

Elise Hoyer, am 22. Mai 1852 zu Elbogen als Tochter eines Gerichtsbeamten geboren, hat 1873 die „Ersten Lieder eines armen Mädchens“ und im darauffolgenden Jahre „Ostergrüße“ und „Weihnachtsträume“ herausgegeben. Sie war auch die Begründerin der „Oesterreichischen Frauenblätter“, die jedoch bald eingiengen.

Unter dem Pseudonym C. Wild ist die Schriftstellerin Camilla Koblinger thätig. Als Tochter eines Postbeamten am 11. Februar 1851 in Prag geboren, vollendete sie in Budweis ihre Ausbildung und widmete sich vorzüglich dem Studium der Musik, dem durch den Tod ihrer Mutter jedoch ein Ziel gesetzt wurde. Sie ward Sprach- und Musiklehrerin in einem Institute und später Gouvernante in Slavonien. Bald debutirte sie mit ihrer Novelle „Waldidylle“ in der „Victoria“. 1879 gieng sie nach Wien, wo sie seither weilt und als Mitarbeiterin vieler, zumeist belletristischer Blätter thätig ist. Sie veröffentlichte bisher schon ein halbes Hundert Novellen und Erzählungen (Dornröschen, — Margarethe, — Fare well, — Pflichtgetreu u. a.) und mehrere Romane, unter denen „Einsam und Allein“, „Metamorphosen“ und „Die Birkenhein“ erwähnt seien. Mit selbständigen Werken ist sie bisher nicht an die Oeffentlichkeit getreten.

In Wien lebt noch die Witwe des mährisch-loschitzer Rabbiners A. Neuda, eine geborene Fanny Schmiedl. Sie hat außer der Erzählung „Noami“ (1867) auch „Jugend-

erzählungen aus dem jüdischen Familienleben" (1876) und ein Gebet- und Erbauungsbuch für Israel's Frauen und Jungfrauen unter dem Titel „Stunden der Andacht" (1855) herausgegeben, das mehrere Auflagen erlebte.

Talentvoll als lyrische Dichterin und auch auf dem Gebiete der Kritik mit Glück thätig, ist die in Wien lebende Frau Majorin Karoline Bruch-Sinn. Geboren zu Olmütz 1853 als Tochter eines Genieofficiers, verließ sie schon im zarten Kindesalter ihre Heimat, um zuerst nach Ungarn, dann aber zu achtjährigem Aufenthalte nach dem böhmischen Städtchen Pissen bei Prag zu kommen. Da eine tüchtige deutsche Schule dort mangelte, genoß das Mädchen Privatunterricht; doch auch dieser war nicht darnach angethan den Grund zu tüchtiger wissenschaftlicher Bildung zu legen und so war sie denn später bemüßigt auf autodidaktischem Wege das Wissen zu sammeln, das ihr als Ideal vorschwebte. Mit den Koriphäen deutscher Dichtung durch eifriges Lesen vertraut, begann sie selbst Verse zu schreiben, ja auch Novellen und Romane, die sie aber bald wieder vernichtete. Nachdem sie mit ihren Eltern zuerst nach Linz dann nach Komorn gewandert war und in letzterer Stadt durch ihre in öffentlichen Vorlesungen vorgetragenen Gedichte eine Art localer Berühmtheit erlangt hatte, vermählte sie sich mit dem k. k. Geniemajoren Bruch, zog als dessen Gattin vorerst nach der in kunstgeschichtlicher Beziehung so interessanten Stadt Spalato, dann nach Graz und Wien, wo sie auch gegenwärtig als Mitarbeiterin mehrerer in- und ausländischer Blätter literarisch thätig lebt. — Frau Karoline Bruch-Sinn hat bisher noch kein selbständiges Werk herausgegeben. Sie pflegt das Gebiet der Lyrik, Novellistik und besonders des Feuilletons. In Frauenzeitungen zumal begegnen wir häufig den Erzeugnissen ihrer

Muse und finden auch viele dem Leben des Hauses und der Familie gewidmete Arbeiten. In ihren lyrischen Productionen gehört sie unstreitig zu den talentirteren Vertreterinnen der jüngeren Generation des weiblichen Schriftthums und weiß besonders dort die richtigen Farbentöne zu treffen, wo es sich handelt dem geheimnisvollen Rapport zwischen dem Leben und Weben der Natur und dem der Menschenseele, sprachlich-künstlerischen Ausdruck zu geben. Mögen für meine Behauptung die folgenden Gedichte sprechen:

Herbst.

Im Walde drinnen das Laub erglüht,
Im Herbstwind siehst du's röthlich schwanken;
Manch Sommerfaden leise zieht
Sich um die welken Blätter müd
Und wilden Wein's purpurne Ranken.

Wie spielt der goldnen Lichter Heer
Auf dunkelrother Blätter Grunde —
Mich dünkts vom rothem Blut ein Meer
Geflossen aus verborgner Wunde.

Ach, Grabesblumen sind es roth,
Des Sommers Hügel still zu kränzen,
Des Herbstes erstes Machtgebot,
Der bald die Blätter welk und todt
Hinwirbeln läßt in Sturmestänzen.

Die letzten sinken schon herab
Von Baum und Strauch und von den Hecken,
Der Winter naht — mit ihm das Grab —
Ein Leichentuch wird Alle decken.

Waldgang.

(An . . . . .)

Wie herrlich singt's und klingt's im grünen Wald!
Des Kukuks Rufen und der Eiche Rauschen,
Der Vöglein Chor, die in den Zweigen lauschen

Dem Schritt des Wandrer's, der gedämpft verhallt,
Auf dunklen Moses üppig-weichem Kleide
An das sich schmiegt ein glüher Sonnenstrahl,
Der schüchtern sich durch's Zweigesdunkel stahl
Und Moos und Kraut umspinnt mit gold'ner Seide.
Und ich so tief, tief in dem Wald allein!
Da dringt kein störend Weltgeräusch herein;
Ein Grillenzirpen, eines Vogels Sang, —
Kein Mißtron dringet her zu meinen Ohren —
So schreit' ich still den Pfad, und traumverloren
Lausch ich allein auf meiner Seele Klang,
Allein! — Ich war auch hier nicht ganz allein!
Zu dir hat meine Seele sich geschwungen —
Dein Wort rauscht mir aus jener Eichen Reih'n,
Von dir nur hat der Vogel mir gesungen,
Der Waldbach sang von dir ein Liebeslied,
Die Epheuranken wind ich dir zum Kranze,
Und bei des Sonnenstrahles gold'gem Glanze
Denk' ich, daß er dein Fenster auch umglüht,
So bist du mir denn nahe allezeit,
In Weltgetrieb und Waldeseinsamkeit,
Mein zweites ich, das seiner Seele Schwingen
Mit meines Geistes Fittig kraftvoll regt,
Mich zu den Wolken, zu den Sternen trägt
Im wonnevollen, kosendem Umschlingen!
O dürft ich einst für ewig mit dir zieh'n,
Und so dem trägen Lauf der Welt entflieh'n
Geschmiegt an deines Geistes mächt'ge Schwingen!
Ein Schmetterling, der mit dem Aar zugleich
Dürft' durch des Aethers unermeßlich Reich
Zum Sonnenquell des Schönen aufwärts dringen!

Waldessprache.

Tausendjähr'ge Riesenbäume ragen auf in hehrer Pracht,
Moosumschlungen ihre Stämme, Frühlingsgrün am Haupte lacht;
Und die Blätter rauschen, flüstern wie der Wind sie rasch durchzieht
Und der Lauscher hört des Waldes Sprache dann, sein hohes Lied
Von den Kräften die da wirken schaffend, bald in mächt'ger Pracht,

Bald zerstörend was geschaffen ewiger Gesetze Macht.
Und die in der Bäume Schatten blühen unscheinbar und klein,
Waldesblumen — stimmen leise in das Lied der Riesen ein.
Doch die Worte dieses Liedes können Jene nur versteh'n,
Die mit Sonntagskinder-Augen Elfen in den Blüthen seh'n;
Die, beschützt vom Blätterdache jener Stämme schon geschaut,
Zwergentanz und Blumenreigen und des Elfenkönigs Braut;
Die den Wald wie eine Heimath angesehen und geliebt,
Denen er dafür zum Danke seiner Sprache Schlüssel giebt,
Die, in seinem Moos gebettet, seinen Liedern oft gelauscht
Und in seines süßen Duftes Fülle selig sich berauscht.

Eine Böhmin von Geburt ist die nun in New-York als Publicistin und Novellistin thätige Pauline Hann. Zu Horzitz erblickte sie am 9. Mai 1855 das Licht der Welt. Im Jahre 1872 übersiedelten ihre Eltern nach Wien und dort hatte das wissensdurstige Mädchen vollauf Gelegenheit, sich an der Hofbibliothek die ersehnte geistige Nahrung zu verschaffen, wobei es besonders durch den Dichter Josef Weilen und Dr. Faust Pachler gefördert wurde. Pauline wandte sich bald der schriftstellerischen Thätigkeit zu und begann, wie es bei der Jugend nicht selten, den Berg dort zu erklimmen, wo er am steilsten ist, d. h. sie schrieb ein Drama „Swanwitt" in Versen, welches sie jedoch bei Seite legte. Auf dem novellistischen Gebiete war sie indes glücklicher; ihre kleinen Erzählungen fanden Aufnahme in den Journalen und die Wiener „Neue Illustrirte Zeitung" veröffentlichte ihre Novelle „Gretchen Stillfried", mit der sie ein anmuthiges Erzählertalent bekundete. Als im Jahre 1878 das Familienblatt „Heimat" in Wien eine Preis-Concurrenz ausschrieb, deren Resultat die Krönung der Novelle „Der Kampf ums Glück" von der leider schon heimgegangenen Elise Linhart war, wurde auch die schöne Erzählung „Zum Manne gereift" von Pauline Hann einer

auszeichnenden Erwähnung würdig befunden. Seither ist sie umso mehr in den deutschen Journalen jenseits des Atlantischen Oceans thätig.

Vorübergehend sei noch einzelner Schriftstellerinnen Erwähnung gethan, die theils, wie Frau Marie Ehn, leider nur allzu kurze Zeit im Dienste der Literatur gewirkt, theils erst im Beginne ihrer Laufbahn stehen. Die erstere gehörte zu den Lieblingen des Leserkreises der „Bohemia“. 1849 geboren, hatte sie am 19. März 1875 in selbstmörderischer Absicht zu Schönbrunn bei Wien ihrem Leben durch einen Pistolenschuss ein Ende bereitet. Noch jung, glücklich verheiratet, mit den schönsten Eigenschaften des Körpers und der Seele ausgestattet — wird dieser Selbstmord wohl immer ein Räthsel bleiben. Sie ist die Verfasserin der Romane: „Maximilian“, „Gisela“ und „Auf einsamer Höhe“, welch' letzterer im Verlage der „Bohemia“ 1875 als Buch erschien und ein mit vielem Fleiß durchgeführtes Werk ist.

Im Beginne ihrer Laufbahn stehend, ist Frau Helene Halada, die Gattin eines k. k. Hauptmannes in Deutsch-Brod. 1858 in Stryszawa in Galizien als Tochter des Forstmeisters Franz von Pokorny geboren, seit 1871 verheiratet, machte sie viele und große Reisen, so nach Italien, Afrika, Japan, Schweden und Norwegen und ist bisher mehr auf dem Gebiete der slavischen Literaturen thätig gewesen, indem sie aus dem Tschechischen ins Polnische oder umgekehrt übersetzte. Doch schreibt sie auch in deutscher Sprache Novellen und ethnographische Skizzen, welch' erstere gesammelt erscheinen werden.

In Prag lebt eine unter dem Pseudonym Ernst Helder an den Localblättern als Novellistin thätige, noch junge Schriftstellerin, die hoffen lässt, dass sie ebenso wie

die junge talentirte, unter dem Pseudonym E. Ven wirkende Erzählerin dereinst würdig in dem Kreise ihrer Mitschwestern in Apoll stehen wird. Auch Jella Zednik gehört hierher, die 1856 als Tochter eines höheren k. k. Officiers in Becskerek im Banate geboren, sich dauernd in Prag niederließ. Durch Karl Egon Ebert bei den „Dioscuren" eingeführt, schreibt sie theils unter ihrem Familiennamen, theils unter Jella Maurer Novellen und Gedichte.

Auch Elise Degen möge in diesen meinen bescheidenen Aufzeichnungen durch einzelne ihrer von schöner poetischer Begabung zeugenden Gedichte vertreten sein. Obwohl keine Deutschböhmin — sie ist in München geboren — hat sie doch hier ihre zweite Heimat gefunden und wirkt in Prag, im Hause der Fürstin Oettingen, als Musiklehrerin, in freier Zeit der Pflege der Poesie lebend. Wenn sie auch erst im Beginne ihrer Dichterlaufbahn steht, fanden ihre formell gelungenen, oft wirklich volksthümlichen Poesien ein Lesepublicum theils in verbreiteten Journalen, theils in Anthologien. Mögen sich meine freundlichen Leserinnen aus folgendem Lieder-Cyklus ein Urtheil über Elise Degen's dichterische Begabung bilden.

Jung Walther's Sängerfahrt.

1.

Scheiden.

Und muss ich von dir gehen,
Du süßer Engel du,
So wieg' in deinen Armen
Noch einmal mich zur Ruh.

Lass noch einmal mich hören
Der lieben Stimme Laut,
Und flüst're mir noch einmal
Die Worte, hold vertraut.

Noch einmal sollst du küssen
Den bittern, letzten Kuss —
Ob auch die Lippen beben
Beim schmerzlich süßen Gruss.

Mit deinen treuen Augen
Sieh mich noch einmal an —
Hilf Gott! S'ist nimmer möglich,
Dass ich dich lassen kann!

2.

Ausfahrt.

Ich wand're von dannen im Morgengrau
Durch's wogende Aehrenfeld,
Auf Gras und Blumen zittert der Thau —
Ich zieh' in die weite Welt:
„Hüttchen so traut, Hüttchen so klein,
Wo ich auch wand're gedenk ich dein!"

Von Wanderlust glühend, das Herz so weit,
Schau ich noch einmal zurück,
Gefährten seliger Jugendzeit,
Euch grüßet mein letzter Blick:
„Hüttchen so traut, Hüttchen so klein,
Treulich umschließe die Liebste mein!"

Und wenn ich auch wand're im Süd und im Nord,
Und sehe manch' stolzes Schloss,
Treibt doch die Sehnsucht mich ruh'los fort,
Ein nimmermüder Genoss:
„Hüttchen so traut, Hüttchen so klein,
Wirst für mich immer am schönsten sein!"

3.

An Grazia.

Du weißt es ja, dass du mein Engel bist,
Dass deiner Augen sternenmildes Licht
Auf Erden meinen Himmel in sich schließt —
D'rum wende nie von mir dein Angesicht.

Du weißt es ja, dass du mein Engel bist,
Dass meine Seele offen vor dir liegt —

O wache über ihr zu jeder Frist,
Du hast sie ja in süßen Traum gewiegt.

Du weißt es ja, dass du mein Engel bist,
So trag' empor zum Himmel mein Gebet!
Wenn Gottes Auge dich, du Reine, grüßt,
Dein Blick Erhörung dann auch mir erfleht!

4.

Schöne Einsamkeit.

Waldschweigen ring's. Der Mond steigt schon herauf,
Und stille zieht am Waldsaum hin das Reh —
Ring's Berg und Fels in ros'ge Glut getaucht,
Tief unter mir im Thale träumt der See.

Hier denk' ich dein! Bin ganz dein Eigen hier —
Kein Klang, kein Menschenwort mein Träumen stört —
Dem Monde nach zieht leis mein Herz zu dir
Du süße Fraue, die es hold bethört.

Lausch', hörst du's nicht? An's kleine Fenster pocht
Mit leisem Flügelschlag mein Falke an:
„Wach auf! Mach auf! Kennst du die Stunde noch,
In der Jung' Walthern du einst aufgethan?"

5.

Am Königshofe.

Mich lockt nicht dein Auge, blau und klar,
Du liebliches Fürstenkind,
Und nicht dein seid'nes Lockenhaar,
Das goldig flattert im Wind.

Bin nur ein Spielmann, arm und schlicht,
An Liedern und Liebe reich;
Jung Walther tauscht mit dem Kaiser nicht,
Dem Edelsten dünkt er sich gleich!

D'rum lasst mich nur zieh'n — mein Herz voraus,
Zu rasten bei holder Fraue: —
Ein Reigen — ein Blick noch! — dann zog er hinaus
Nach Sängerweise in's Blaue.

6.

An der Küste.

Horch' — die Brandung, wie sie toset!
Horch' — der Sturmwind, wie er klagt!
Wogen brechen sich am Felsen,
Der am Ufer einsam ragt.

Weiße Möven, hin und wieder
Fliegen über'n Dünensand;
„Weiße Möven, seid mir Boten
„Ueber's Meer nach fernem Land.

„Seid mir Boten zu der Einen,
„Meine Grüße tragt ihr hin —
„Weiße Möven — freie Vögel —
„Könnt' ich selber mit euch zieh'n!"

Einen ganz anderen Zweig der Dichtung, nämlich die pädagogische Novelle zu pflegen, hat sich die begabte schlesische Schriftstellerin Anna Wichodil zur Aufgabe gemacht. Es läſst sich allerdings gegen die Existenzberechtigung solcher dichterischer Erzeugnisse manches einwenden, denn sie sind und bleiben Tendenzarbeiten; doch wir können es dem Dichter nicht verargen, wenn er, um dem Lesepublicum mit seinen wissenschaftlichen oder anderweitigen Problemen beizukommen, dieselben in ein Gewand kleidet, das dem jedenfalls edlen Zwecke vollkommen entspricht. Wen würde es Wunder nehmen, wenn ein Poet im Interesse der Jugend- oder Volkserziehung das Wort ergreift? Wer würde ihn tadeln, wenn er seine einschlägigen Ideen, ohne selbe in den Vordergrund zu stellen, in packender, fesselnder Weise im Kleide der Novelle zum Ausdrucke bringt? Ist er doch überzeugt davon, daſs die vielen gelehrten und nicht gelehrten Abhandlungen, welche denselben Zweck verfolgen und zumeist in Gestalt von Broschüren den Büchermarkt überschwemmen, gerade von jenen nicht gelesen werden, an die

sie gerichtet sind und daher dem trüben Lose verfallen, ein ephemeres Dasein zu fristen.

Die Erzählungen der Schriftstellerin Anna Wichodil gehören dem Genre der Tendenzwerke an und behandeln entweder pädagogische oder Fragen der Frauenemancipation. Bevor ich jedoch näher darauf eingehe, seien mir einige Worte über die äußeren Lebensverhältnisse Marie Theresia May's, wie sie eigentlich heißt, gestattet. Am 9. Jänner 1851 in Bielitz als Tochter eines Kaufmannes geboren, lebte sie nach glücklich verbrachter Jugend und Absolvirung ihrer Schulzeit zumeist in Troppau, nahm Privatunterricht und wurde Gouvernante zuerst in Bielitz, dann in Wien. Von da in die Heimat zurückgekehrt, erwartete sie tiefes Leid; ihre Verwandten hatten aus schwerwiegenden Gründen ihre mittlerweile erfolgte Verlobung aufgelöst. Die dadurch veranlaßten Aufregungen warfen sie aufs Krankenlager; auf einem Landgute wohlhabender Verwandten bei Wien fand sie Heilung. Nun gieng ihr schon lange gehegter Wunsch, Lehrerin zu werden, in Erfüllung. Unter der Leitung tüchtiger Fachmänner beendete sie ihre Studien, bestand ihr Examen mit Auszeichnung, schrieb aber mitten unter den Vorbereitungen zu denselben die pädagogische Novelle „Irene", welche unter dem Pseudonym Anna Wichodil erschien und der jugendlichen Debutantin bald einen großen Kreis von Freunden warb. In dieser fesselnden Novelle beleuchtete sie die Vorgänge an einem weiblichen Pensionate und ergriff die Gelegenheit, pädagogische Maximen in die Geschichte zu verflechten, denen man richtige, gesunde Anschauung zugestehen muss. Dieser glückliche Schritt veranlaßte sie, nun auch fürderhin die literarische Laufbahn zu wandeln, so dass sie die inzwischen erlangte Stelle einer öffentlichen Lehrerin aufgab, um ihre etwas zarte Constitu-

tion zu schonen. Bald erschien auch ihre zweite Novelle „Fräulein Doctor“ (1881), und da die ermuthigendsten Anerkennungen nicht fehlten, wurden beide Werke als selbständig im Buchhandel herausgegeben (Joh. Heyn in Klagenfurt). Diese zweite Novelle will uns zeigen, dass ein Mädchen — hier natürlich die Heldin — ganz gut wissenschaftliche Aufsätze schreiben, Vorträge halten, Kranke heilen und dabei doch durch weibliche Anmuth glänzen kann.

Die Verfasserin steht hier zwar auf dem Boden der Frauenfrage, doch sie verlangt weder politische noch sociale Gleichberechtigung für ihre Mitschwestern, will vielmehr den Beweis bringen, dass das Weib dem Manne geistig ebenbürtig sei. Eine Frage, die allerdings durch eine liebenswürdig erzählte Geschichte allein nicht gelöst werden kann. Doch muss man der Verfasserin zugestehen, dass sie genug objectiv vorgeht, denn sie hat ihrem „Fräulein Doctor“ sogar die Carricatur eines Blaustrumpfes entgegengestellt und eben dadurch gezeigt, wie ernst es ihr um die Verfechtung ihrer idealen Aufgabe ist. Die Ereignisse sind flott erzählt, die Motive nicht eben immer originell, der Dialog frisch und oft von feinem Humor durchweht — das Ganze eine gefällige Lectüre. — Eine andere pädagogische Novelle, also mehr dem Genre der „Irene“ angehörend, ist „Mimosa“ (1883 bei Rebay und Robitschek in Wien). Diese Erzählung bedeutet einen Fortschritt in dem dichterischen Schaffen Fräulein M. Th. May's, denn die Sprache ist anziehend, stilistisch vollendet und die Tendenz nicht mehr so in den Vordergrund gerückt, wie bei ihrem Erstlingswerke. Als selbständiges Buch wäre noch die 1883 im selben Verlage erschienene Novelle „Ein Klostergeheimnis“ zu erwähnen, ein lesenswertes Werk, das uns ein erfreuliches Zeugnis von dem ernsten Streben der Verfasserin nach künstlerischer

Durchführung ihrer Novellenstoffe giebt. Die Novelle „Ein Räthsel“ soll demnächst bei Pichler in Wien erscheinen.

Nachdem sie noch eine Reihe von Novellen und Erzählungen in den verschiedensten Journalen Oesterreichs und Deutschlands veröffentlichte, wie „Ein Klostergeheimnis“, — „Schweigen ist Gold“, — „Aus den Erzählungen eines Engels“, — „Gudrun's Schwester“, — „Die Studentin“, — und die gelungene Erzählung „Rolf Siegfried“, — übernahm sie die Redaction der pädagogischen Zeitschrift „Mädchenschule“, welche als Beiblatt des von Dr. Knauer in Wien herausgegebenen „Naturhistorikers“ erscheint und wandte sich besonders der Jugendliteratur zu.

So giebt sie im Verein mit dem döblinger Lehrer Herrn Brunner den „Jugendkalender“ heraus, der bei Perles in Wien erscheint und liefert von Zeit zu Zeit Aufsätze für pädagogische und belletristische Journale. Wenn wir noch hinzunehmen, dass sie auch öffentliche Vorträge über „Die Aesthetik des Hauses“, sowie „Ueber französische und englische Literatur“ hielt und selbe herauszugeben gedenkt, wenn wir noch bemerken, dass sie gegenwärtig an einem größeren socialistischen Roman „Der Nazarener“ arbeitet — so können wir, eingedenk der zarten Gesundheit der Schriftstellerin, ein gerechtes Bedenken nicht unterdrücken. Diese Production kann schließlich auch der literarischen Bedeutung ihrer poetischen Erzeugnisse nicht zum Vortheile gereichen und gar leicht könnte die Kritik den so oft gebrauchten Ausspruch thun: weniger wäre mehr! — Doch wie dem auch immer sei, wir haben es mit einer Schriftstellerin zu thun, der es an Fleiß und Ausdauer nicht mangelt und aus deren Werken unläugbares Talent spricht. Ihre Darstellung ist eine lebhafte, sie schildert mit frischen Farben, ihre Sprache ist eine edle, nur selten gesuchte, stets anmuthend und zum Herzen

gehend. Und was die Tendenz ihrer Schriften anbelangt — wer wollte gegen dieselbe, da sie doch eine ideale, aus der Strömung unserer Zeit gewonnene ist, zu Felde ziehen?

Noch einer jungen schlesischen Dame, Julie Glaßner aus Troppau will ich hier Erwähnung thun, da sie mit einer duftigen Erzählung „Margarethe“ im „Mähr.-schles. Lloyd“ einen hübschen literarischen Anlauf genommen — seither aber scheint sie ihr Talent brach liegen zu lassen. Vielleicht lesen wir bald wieder ihren Namen!

Ende gut, Alles gut! Ich kann noch eine Schriftstellerin, ein Prager Kind, nennen, die sich gerade in jüngster Zeit durch ihr hervorragendes Erzählertalent einen schönen Platz auf dem deutschen Parnasse zu erobern beginnt. Diese Dame nennt sich als Schriftstellerin Ossip Schubin, ihr Familienname ist Lola Kirschner, und wurde am 14. Juni 1855 in Prag geboren. Schon in ihrem 16. Jahre betrat sie mit Glück die sonst so dornenvolle literarische Laufbahn; ihre Novelle „Verkannt und verfehlt“ wurde gleich in der „Bohemia“ veröffentlicht. Bald folgten andere nach: „Ludwiga“, „Verbummelt“, — „Vogue la Galère“. Sie machte auch Reisen und lebt seit Jahren größtentheils bei ihrer Schwester in Bruxelles. Nicht nur der russische Romancier Turgeniew, den sie in Paris kennen lernte, sondern auch George Sand und Karl Meißner hatten sie in ihren Bestrebungen aufgemuntert. Ihren Namen in weitere Kreise zu tragen, dafür sorgte die Originalität ihrer Werke ebensosehr wie der große Leserkreis, dessen sich Journale wie das Schorer'sche Familienblatt erfreuen, in dessen letztem Jahrgange eben eine von ihrem prächtigen Talente zur humoristischen Darstellung zeugende lustige Sommergeschichte „Bravo rechts“ erschien. Schon ihr erster Roman „Ehre“ war von großen Erfolgen

begleitet, dann folgten 1883 die Bücher „Schuldig“ und 1884 „Malocchio und andere Novellen“ (bei Schorer in Berlin). Die Kritik weist der Schriftstellerin mit dem absonderlichen Pseudonym einen ersten Platz unter den Erzählern der Gegenwart an. Sie hebt den künstlerischen Zug, den schönen Rhythmus der Sprache hervor, lobt die Wahrheit und geschickte Ausführung der mit drastischer Schärfe gezeichneten Figuren und die Kühnheit und Originalität der Entwürfe. — Die jüngsten eben jetzt erschienenen Werke O. Schubin's sind: „Die Geschichte eines Genies“, — „Die Galbrizzi“ — Novellen (1884 bei Paetel in Berlin) und „Unter uns“ — Roman, 2 Bände (1884 ebendaselbst). Dieselben Lichtseiten, welche ihre bisher erwähnten Werke verschönen, zeigen sich im vollen Glanze auch hier: Kenntnis der Welt und des Menschenherzens, eine Art und Weise des Erzählens, die uns glauben macht, dass sie bei den Franzosen in die Schule gegangen, zugleich aber auch eine über das Ganze hingezauberte Anmuth. In „Geschichte eines Genie's“ schildert sie uns mit ergreifender Wahrheit das Sinken eines mit einer Künstlerseele ausgestatteten und den praktischen Lebensfragen vollkommen fernestehenden Menschen, der endlich seine idealen Hoffnungsträume zertrümmert sehend, in geistige Abspannung verfällt und so seinen Leidensweg von Stufe zu Stufe durchmacht. Die Seelenkämpfe des Sinkenden und die Charaktere der ihn umgebenden und in sein Schicksal mehr oder weniger eingreifenden Personen sind meisterhaft gezeichnet. Die zweite Novelle „Die Galbrizzi“ ist nicht weniger glücklich durchgeführt — doch sind Stoff und Handlung derart, das wir eines befriedigenden Eindruckes ermangeln. In „Unter uns“ zeichnet sie die Menschen mit gleicher Virtuosität, oft mit wenigen kräftigen Strichen. Sie führt uns in das Rom der Jetztzeit und in

die Gesellschaft der österreichischen Aristokratie — in beiden ist sie ein kundiger Cicerone.

Und so könnte ich denn meine bescheidenen Aufzeichnungen schließen. Was die deutschen Männer Böhmens, Mährens und Schlesiens anbelangt, — nun die habens bewiesen, was man leisten kann, wenn es gilt, das Panier geistiger Arbeit hochzuhalten. — Die Töchter und Frauen dieser Länder sind, wie meine geneigten Leserinnen gesehen haben, nicht zurückgeblieben. Sie haben nach besten Kräften mitgestrebt und mitgewirkt — dies darzuthun war meine Aufgabe. Dass sie mitgeholfen haben an der großen, erhabenen Culturaufgabe ihres Volkes — dafür sei ihnen unser wärmster Dank gesagt!

Weiss, Karl Franz Joseph,

Deutsche Dichterinnen und Schriftstellerinnen in Böhmen, Mähren und Schlesien ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Dichtung in Oesterreich-Ungarn

Brünn 1885